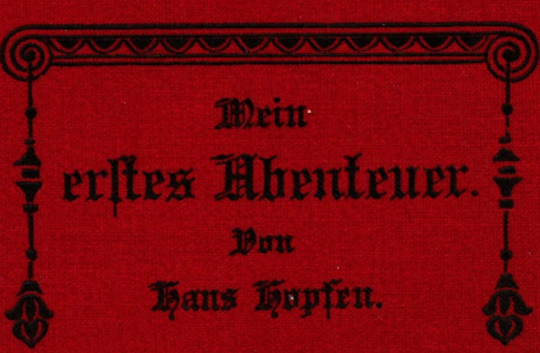
Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.





Der neue Jahrgang wird vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Erzähler bringen, unter andern von **C. v. Glümer, Baron A. v. Roberts, Richard Voß, E. v. Wolzogen, A. Daudet, H. Gréville, Guy de Maupassant, G. Ohnet, A. Theuriet, Hamilton Aïdé, Ouida, F. C. Philips, A. Kielland, S. Farina.**

Die nachstehenden Romane des ersten, zweiten, dritten und vierten Jahrganges können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von **50 Pf.** für den broschierten und **75 Pf.** für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bde.
Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohnegleichen gefunden – 202 Auflagen – und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen.
Voll von spannender Handlung.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. **Praed.** Aus dem Englischen.
Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem exotischen Reiz.

Wassilissa. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von **H. Aïdé.** Aus dem Englischen.
Das englische high life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von **G. Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Dem „Hüttenbesitzer" an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von Miß **M. E. Braddon.** Aus dem Englischen.
Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbé Constantin. Von **L. Halévy.** Aus dem Französischen.
Mit besonderm Vergnügen kündigen wir diesen überaus graziösen Roman aus der feinen Feder Halévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

Ihr Gatte. Von **G. Verga.** Aus dem Italienischen.
Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Litteratur.

Ein gefährliches Geheimnis. Von **Charles Reade.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die New-Yorker Zeitung „Sun" schreibt darüber: Der bemerkenswerteste aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.
In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Provinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriets unvergleichliches Talent für feine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dosia. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.
Ein Kabinettsstück eleganter und plastischer Darstellung.

Ein heroisches Weib. Von **J. J. Kraszewski.** Aus dem Polnischen.
Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starken, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Eheglück. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

Schiffer Worse. Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.
In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

Ein Ideal. Von **Marchesa Colombi.** Aus dem Italienischen.
Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit.

Dunkle Tage. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen.
Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu übersetzen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Zweiter Jahrgang. Band 20.

Mein erstes Abenteuer

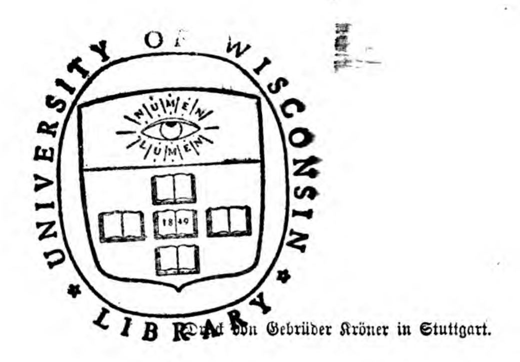
und

andere Geschichten.

Von

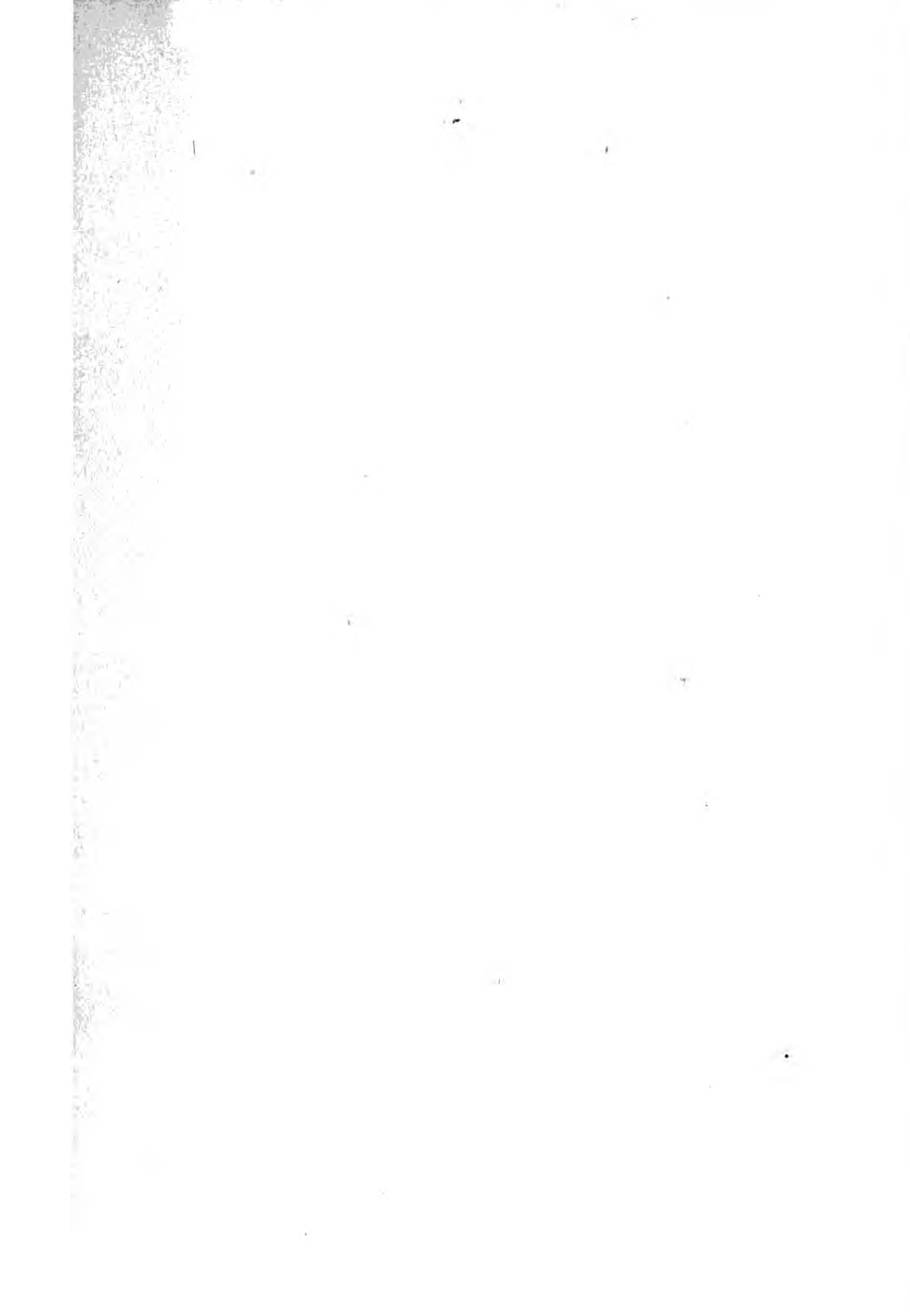
Hans Hopfen.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1886.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Mein erstes Abenteuer.



Es ist lange her. Recht lange. Das rote Jahr war noch nicht über Deutschland und die Welt hingebraust. Aber es lag den Leuten bereits in allen Gliedern, wie Schwüle vor einem Gewitter. Ich ging damals in die zweite Lateinklasse. Quinta oder Quarta würde man's heutzutage nennen — und jeden Mittwoch und Samstag wanderten wir, wenn es nicht Winter war oder nicht gerade mit Scheffeln goß, vor die Stadt hinaus nach dem Turnplatz, um dort die schulfreien Nachmittage bis zum späten Abend in frischer Luft zu verbringen.

„Oberwiesenfeld" hieß die Gegend. Sie heißt wohl heute noch so. Aber wenn jetzt eine ganz und gar städtische Straße mit Künstlervillen und Mietskasernen dorthinaus führt, so lag unser Turnplatz damals noch etwas weiter, als wo die letzten Häuser standen. Die baumumsäumte Halde, darauf wir junges Volk uns in Riegen tummelten oder in regelrechten Spielen erquickten oder auch bloß in plauderndem Müßiggang hin und wider schlenderten, kehrte der Stadt den Rücken und hatte im Angesicht den „Kugelfang", den weit hinaus sich erstreckenden Artillerieschießplatz, dessen Horizont ein eckiger künstlicher Hügel abschnitt, der Scheibenträger für die Geschütze, welche zwischen ihm und der Turnschule in Batterien aufgefahren waren.

Militärmagazin, Artillerielaboratorium, königliches Zeughaus, Artillerieremisen, Artilleriewerkstätten und was sonst noch an großen Gebäuden heute diesen Teil unserer Hochebene schmückt, das alles gab es damals dort noch nicht zu

schauen. Der Kugelfang war eine leere, schier unabsehbare Heide, lediglich dem Zweck, welchen sein martialischer Name bekundet, geweiht, hier und da mit Streifen gelblichen, dürren, ungleichen Grases überzogen, von Pferdehufen zertreten, von den Radspuren der Lafetten, Protzkasten und Pulverwagen mit zahllosen Furchen durchkreuzt, aus denen Morgens und Abends die Lerchen jubelnd und tirilierend in die sonnig glitzernde Luft schwirrten.

Linker Hand an der Turnschule vorüber und den Kugelfang entlang zog die alte Dachauerstraße, die hier bereits das Aussehen einer Landstraße angenommen hatte, zwischen mächtigen deutschen Pappeln dahin.

Auf der anderen Seite dieser Allee, hinter struppigen Wiesen, stumpfen Feldern und etlichen unbedeutenden Schuppen und Hütten lag, in verschiedenartiger Umzäunung, ein Komplex von schmucklosen, zweckentsprechenden Rohbauten, die königliche Erzgießerei — das Ziel all unserer freien Gedanken und Wünsche, denn in ihrem Hofe stand seit einiger Zeit auf etwa mannshohes Gebälke gepflanzt das blitzblanke, goldfarbige, kolossale Rumpfstück der Bavaria, wie es in Millers Werkstatt glücklich in die Form Meister Schwanthalers geflossen war, jenes schönste Stück von den Knieen aufwärts bis zum Halse der erzenen Riesin, die, ein Sinnbild der staatlichen Vereinigung unserer Volksstämme, demnächst als ein weithin erkennbares Wahrzeichen unserer Stadt auf der unfernen Theresienwiese aufgebaut werden sollte.

Daneben auf einem anderen Gebälke lag, mit seinen sternlosen Augen in solcher Nähe befremdlich drohend, das herrliche mit Eichenlaub gekrönte Haupt des Idols. Tiefer gebettet am Boden hingestreckt der linke Arm mit dem lorbeerumflochtenen Schwerte. So ein Knirps mit kurzen Beinen, wie unsereins, hatte lange nebenher zu laufen, bis er vom Oberteil des Doppelmuskels bis zum untersten Fingernagel gelangte.

Der Besuch der königlichen Erzgießerei war vor einiger Zeit auch den öffentlichen Schulen gestattet worden. In hellen Haufen war unser Gymnasium, die Lehrer in ihren schwarzen Mönchskutten voran, in den breiten Hof eingezogen. Mit offenen Augen und Mäulern hatten wir die funkelnagelneuen Bruchstücke der kolossalen Statue, deren Maße uns in dieser Nähe ganz und gar verblüfften, so lange, als es gestattet war, betrachtet und bestaunt. Nun meinte jeder von uns, er könnte sich vorstellen, was der Koloß von Rhodus für ein Ding gewesen wäre. Unsere Bavaria mochte dem alten Weltwunder nicht viel nachgeben. Und ehrbarer und würdevoller war sie gewiß, die den Siegeskranz hoch übers Bayernland hebende Riesenjungfrau, als jener breitspurige Kerl, der ein Bein auf seiner Insel und das andere jenseits in Kleinasien stehen hatte. Und sollte selbst die Bildsäule des alten Sonnengottes noch stattlicher gewesen sein, ein richtiger Koloß war die Bavaria doch; und ein Weltwunder so gut wie irgend eins im grauen Altertum, davon wir gelesen und gehört hatten, dünkte sie uns nicht minder.

Wenn erst die Stücke alle gegossen, wenn erst die Herrlichkeit ganz zusammengefügt und aufgestellt und enthüllt werden würde, das mußte etwas Unvergleichliches geben! Man durfte es zu erleben hoffen.

Aber auch schon das Wiedersehen, schon die vorläufige Bekanntschaft mit den einzelnen, so wuchtigen, so riesigen Stücken war eine Freude einziger Art und die sich später, wenn das Monument erst einmal fertig war, nimmer wiederholen ließ.

Unsere Phantasie war ganz voll von dem gewaltigen ehernen Werke. Zögernd und unbefriedigt rissen wir uns von dem erhabenen Anblick los. Um so unbefriedigter, als es nur den Herren Lehrern und mit ihnen einigen ihrer Protektionskinder und Vorzugsschüler erlaubt worden war,

das Hauptstück, den Torso, nicht nur von außen, sondern auch im Inneren zu besichtigen. Wenn wir alle nacheinander uns ins Innere hätten verfügen dürfen, wären wir freilich heute bei Tageszeit nimmer damit fertig geworden. Das sah vielleicht einer oder der andere ein. Aber eine Ungerechtigkeit des Schicksals blieb es darum doch, wenn da einzelne wenige in dem geheimnisvollen Brustkasten des Erzgebildes Zutritt erhielten, und die größere Mehrzahl nicht. Daß es mit allen guten Dingen auf Erden sich so ähnlich verhalte, davon wollten wir damals noch ganz gewiß nichts wissen. Und überdies erachteten wir uns geradezu in unserer klassischen Bildung aufs empfindlichste beeinträchtigt. Denn nun hatten wir zwar eine ungefähre Vorstellung, was der Koloß von Rhodus für eine Art von Existenz geführt hatte und welcher Beschaffenheit er gewesen war — schon gut, das war ja wohl ein Gewinn, der nicht zu unterschätzen sein mochte — was aber wollte derselbe gegen den ungleich größeren besagen, der uns hier entging. Denn hätten wir uns ins Innere der mächtigen Statue verfügen dürfen, kein Zweifel, daß wir dann auch ganz genau erfahren und ausprobiert hätten, wie es den Homerischen Helden zu Mute gewesen, die in das trojanische Pferd gestiegen waren. Und daß man sich solch eine Sensation entgehen lassen mußte, das war doch bildungswidrig, unverantwortlich, mit einem Wort schnöde!

Dort an der Seite der Riesin linker Hand, wo die Figur wie glatt abgeschnitten erschien, dort, wo später das Haupt des mit dem Unterteil der Göttin zusammenzugießenden Löwen angeschweißt werden sollte, war jetzt eine Bretterthüre eingefügt, die man aufklinken und verschließen konnte. Ein schwanker Steg, der über gabelbeinige Gerüste aufwärts lief, führte vom Boden hinan. Unsere Augen glühten, so oft wir etliche der bevorzugten Menschen diesen luftigen Weg beschreiten sahen. Traurig und zornig rissen wir unsere darbenden Herzen von dem Anblick los, als endlich und ohne

daß unser Hoffen erfüllt worden war, der Abmarsch angetreten werden mußte.

Wie gern wäre man aus der Reihe desertiert und hätte, nachdem die Menge verschwunden, gewagt, sich an andere Besucher aus der Stadt anzuschließen, denen das Bretterpförtchen über dem schwanken Stege sich gegen ein Trinkgeld oder aus eitel persönlicher Wertschätzung öffnete! Aber daran war kein Gedanke! Wir wurden, streng und unerbittlich bewacht, zu Paaren heimwärts getrieben, und wehe dem, der ein Ausbrechen auch nur versucht hätte.

Heute! Ja! Aber war denn heute schon aller Tage Abend? Ei der Tausend! Was nicht gar!

Und nun verlegten wir uns aufs Brüten, Phantasieren und Ränkeschmieden, um insgeheim und auf anderen Wegen, als die uns haufenweise die Patres des heiligen Benediktus führten, zum heiß ersehnten Ziele zu gelangen.

Heraus kam dabei allerdings nichts. Aber unsere halbwüchsigen Geister waren auf Wochen hin leidenschaftlich ergriffen und erregt.

Insbesondere auf dem Wege nach der Turnschule war von nichts anderem mehr als vom Rumpf der Bavaria und, daß man in denselben auch leibhaftig hineinsteigen könnte, die Rede.

Wir brachen um eine halbe Stunde früher als sonst von Hause auf und machten vom Stiegelmaierplatz den Umweg durch die Nymphenburger Straße, bloß um uns ein Weilchen vor dem Zaun der Erzgießerei herumzutreiben, uns auch ab und zu in den Hof zu wagen und die äußere Bekanntschaft mit den fertigen Teilen des patriotischen Monumentes zu erneuern.

Einigen war es bei guter Gelegenheit gelungen, die Statue im Inneren zu besteigen. Auch mir. Damals, als das Haupt noch nicht auf den Hals, und die Arme noch nicht an die Achseln geschweißt waren. Mein Vater hatte

mich eines Sonntags mitgenommen. Allein Befangenheit und Freude hatten mein Gemüt in diesem Dunkel so überwältigt, daß ich, nach kurzem Aufenthalt im Bauch und Busen der Riesin wieder ans Tageslicht taumelnd, mir nicht genauere Rechenschaft geben konnte, ob ich etwas gesehen, gehört, empfunden bei dieser Kletterstudie, und denen, die mich darum fragten, nur die allgemeine Versicherung aussprach, es sei sehr schön und sehr interessant gewesen.

Im Stillen aber nahm ich mir vor, nun der Kopf obenauf und die Arme bereits an der rechten Stelle saßen, den Besuch so bald als thunlich zu wiederholen, und zwar auf eigene Faust und ungestört und des Schwindels der Ueberraschung, der mich beim ersten Betreten wie berauscht hatte, mit vollem Bewußtsein Herr.

Der Turnunterricht war damals noch nicht obligatorisch. Pater Ambrosius, zwar selbst ein Mann von herkulischer Kraft, jedoch abhold allem weltlichen Treiben, schimpfte sogar ganz derbe, so oft er sich von Amts wegen genötigt sah, den Bogen, welcher die Aufforderung, am Turnunterricht teilzunehmen, enthielt, in der Klasse verlesen zu lassen, und er versäumte niemals, uns anzudonnern, daß das Einschreiben in diese Listen recht überflüssig sei, denn solche Kerle wie wir turnten ohnehin schon den ganzen Tag.

Wir aber waren, wie gewöhnlich, anderer Meinung, als der Pater Ambrosius. Wir hätten weit lieber die ganze Woche in der Lateinklasse, als an einem Mittwoch oder Samstag Abend auf dem Turnplatze gefehlt; und die strenge Mannszucht, die vom Ting herab über alle Riegen gehalten wurde, trug nur noch mehr dazu bei, uns Lust und Liebe zum frischen Werke zu bereiten und trotz des weiten Weges pünktliches Erscheinen auf die Minute zur Pflicht zu machen.

Bleiben konnte man draußen bis in die sinkende Nacht. Es war sogar die Regel, daß man nach gethaner Arbeit sich unter den Bäumen erging oder sich lagerte und erst bei ein-

brechender Dunkelheit in traulichen Gesprächen oder Spielen an den Heimweg dachte.

In diesen Tagen hielt ich mich fern von der Menge, die für das, was mich in der Stille bewegte, keinen Sinn hatte, und plauderte abseits mit einem unternehmenden Genossen, der gleich mir den festen Entschluß im schwarzen Herzen wälzte, bei dem aufgestellten Koloß lieber heut als morgen unseren Besuch zu wiederholen.

Ich hatte jüngst die Wahrnehmung gemacht, daß da, wo in Schenkelhöhe der Rumpf abgeschnitten war und mangels des noch nicht gegossenen Unterteils vorderhand auf einem Gerüste von ineinander geflochtenen Balken über der Erde stand, die eine und andere Falte des Gewandes so weit über das stützende Holz vorragte, daß sich ein geschmeidiger Körper unseres Umfanges, nur von einer Zwilchjacke bekleidet, ohne außerordentliche Anstrengung hindurchwinden und also, ohne die bei Nacht aller Welt verschlossene Thür zu gebrauchen, ins Innere gelangen mochte.

Mein Kumpan zweifelte daran. Ich hielt seiner Kleingläubigkeit gegenüber das Ergebnis genauer Wahrnehmung fest aufrecht. Der Augenschein sollte da entscheiden!

Heute noch? Abgemacht!

Es war nur noch nicht dunkel genug. Denn zu solchem Unternehmen mußte es finstere Nacht sein, sollte es sich glatt vollziehen. Daß der Platz, auf welchem die fertigen Teile der Bavaria lasteten, nicht besonders bewacht wurde, nahmen wir als bestimmt an, denn es war keine Gefahr vorhanden, daß diese Erzmassen über Nacht entwendet werden könnten.

Die Stätte war wohl nur zu dem Zweck eingehegt worden, um nicht jeden Neugierigen von jeder beliebigen Seite herantreten zu lassen. Aber viel zu bedeuten hatte dieser Bretterzaun nicht, denn er war ein lockeres Provisorium. Eine Lücke hat jeder Zaun irgendwo, besonders

wenn man ein wenig nachhilft. Und wenn nicht, obendrüber geht's wohl auch!

Die Arme über der Brust verschränkt, die Lippen mit den Zähnen kauend, sahen wir in wortloser Ungeduld zu, wie der Aether sich langsam verfärbte. Der blasse Himmel schien sich heute gar nicht vom Lichte trennen zu wollen. Immer wieder leuchtete ein Strahl vom Niedergang herüber, als ob es uns dünken sollte, die Sonne ginge heute noch einmal auf. Geduld! am Ende mußte es doch Nacht werden, wie nach jedem Tage.

Ab und zu schaute sich einer von uns um. Die weite Halde hatte sich geleert. Etliche Zwilchjacken trollten sich am Tinghügel unter den Eichbäumen vorüber dem Ausgang zu. Undeutlich schimmerten die lichtbekleideten Rücken aus dem Düsteren zu uns herüber. Eine Klapper erscholl mit heftiger Dringlichkeit das wiederholte Zeichen zum Aufbruch gebend. Der wachhabende Wart sah uns zögern und mahnte so, daß es höchste Zeit sei, zu verschwinden. Wir konnten ihn nicht gewahren, denn auf dem Tinghügel, den die Bäume beschatteten, war es schon Nacht, während wir beide uns vor der fahlen Dämmerung über der Heide des Kugelfangs in Lebensgröße für jenen sichtbar abhoben.

„Man schließt!" sagte der Kamerad bedeutungsvoll zu mir.

„Gehen wir!" gab ich ebenso leise, ebenso entschlossen zur Antwort.

Wir gingen.

Ein Mahnwort des Wärtels scholl hinter den Säumigen drein. Er hätte seine Zeit nicht für uns gestohlen und die Feierabendstunde redlich verdient, war seine Meinung.

Sie kümmerte uns wenig. Wir zuckten die Achseln und sahen uns nicht noch einmal nach ihm um. Draußen auf der Straße brannten bereits die Laternen. Keine Gaslaternen, wie der verwöhnte Leser von heute leicht vermuten könnte, sondern schlichte Oellämpchen mit winzigen Flammen, die

keinen anderen Zweck zu haben schienen, als einem zu zeigen, wie finster es war.

Diesen Zweck erreichten sie bei uns. Wir sahen, daß es bereits recht finster war. Hinreichend finster. Also hoppla, vorwärts!

Wir drückten uns erst rechts herum und eines Steinwurfs Weite unter den Pappeln der Dachauer Landstraße hin, dann sprangen wir linksab über den schmalen Graben, und querfeldein ging's, den nächsten Weg durch Dick und Dünn, über Feldschollen und Dorngesträuch, bis wir vor dem Bretterzaun, der um den Ausstellungsplatz der Erzgießerei gezogen war, mit klopfender Brust und bebenden Nasenflügeln Halt machten. Der Rumpf der Bavaria, auf dunklem Himmel ein dunklerer Fleck, wies uns den Rücken.

Es war eine laue, mondlose, sternfinstere Frühlingsnacht, wie geschaffen zu unserem Unterfangen.

Wir legten unser Ohr an die Planke. Alles still, mäuschenstill! Nur der Wind schien am Holz entlang zu streichen und metallischen Klang mit sich zu führen, wie weil er das Erzbild berührt hatte.

Wir schlichen, auf den Zehen übers Gras tretend, den Zaun entlang, eine Strecke vorwärts und dann wieder zurück und guckten und tasteten die Bretter ab und prüften ihr Gefüge. Mein Spießgeselle behauptete so steif und fest, wie ich meinerseits die Wahrnehmung der übers Gerüste vorstehenden Erzfalte betonte, daß er mit eigenen Augen die Bretter habe klaffen sehen ...

Und da war auch richtig die Stelle! Ein Brett hatte sich an einem Ende gehoben, am anderen gesenkt. Ein bequemer Eingang war's darum noch gerade nicht. Der splitterige Holzzacken, der in die Nachtluft wie ein starrgewordener Warnefinger aufragte, sah sogar recht zum Hosenaufspießen geeignet aus. Aber mit einiger Vorsicht und gutem Willen ... Hupp! und hupp! da standen wir alle beide drüben, zogen

die Achseln an die Ohren, sahen uns verdutzt und vergnügt an, drückten den linken Fuß an die rechte Wade und rieben uns, über das erste Gelingen entzückt, die Hände.

Ein sanftes Brummen kam vom aufgerichteten Standbilde her. Der Nachtwind spielte mit dem hohlen Erzkoloß wie auf einem Instrument. Aber es klang nicht schaurig, sondern herzstärkend, anmutend, anfeuernd.

In weiten Sätzen hüpften wir hastig heran. Aufatmend hoben wir die flachen Hände an die kühle Bronze der Riesin wie zu Gruß und Abbitte. Wir prüften, das Gebälk umschreitend, mit den Händen die vorstehenden Erzfalten der antiken Gewandung. Durch die meisten konnte man kaum eine Faust stecken. Da war eine breiter ... aber daß man die Schultern hätte durchzwängen können, kein Gedanke!

„Siehst du, ich wußt' es, daß du dich irrst!" flüsterte mein Geselle rückwärts gewandt.

„Wart's ab!" sagte ich und tastete weiter.

Da war's! Ich klopfte mit dem Knöchel auf das bauchige Kanonenerz, daß es einen leisen dumpfen Ton gab, sah mich noch einmal nach beiden Seiten um, und da Alles still blieb, schwang ich mich vom unteren Balken auf den querliegenden oberen, streckte mich, während die Füße in der Luft schwebten, auf strammenden Armen in die Höhe, so daß mein Kopf ins Innere der Erzmulde tauchte, stemmte mich, mit dem einen Bein noch draußen, an einer eisernen Verbandklammer fest, zog die Hände nach innen und half mir dann mit einem Ruck in ganzer Figur hinein.

Brausend spielte der Wind von oben herab durch die offenen Luken im Haupte der ungeheuren Jungfrau, und der ganze hohle Raum, der sich unsichtbar über uns wölbte, schien mit eherner Stimme sanft zu widerhallen. Es war schaurig-schön zum Entzücken.

Ich saß im Erz und fühlte meine Brust heftig pochen, während ich mich erwartend über die Falte beugte, die sich

von oben gegen den lichteren Untergrund im Freien draußen wie ein Auge abzeichnete, darin der Rundkopf meines nichtsnutzigen Gesellen als dunkle Pupille erschien.

Nun war auch er bis zur Gürtelhöhe drin. Ich sah ihn nicht, aber ich fühlte den Atem des Aufwärtsstrebenden an meiner Wange.

„Bist du da?“ fragte er ganz leise.

„Ja! hier!“ Ich reichte ihm die Hand, wie um ihm weiter heraufzuhelfen. Die Hand fühlte sich eiskalt an. Und ein seltsamer Schauder, dessen ich mich im Augenblick nicht erwehren konnte, rieselte mir durch die Hand und den Arm die Schulter hinauf und blieb im Halse stecken. Ich schluckte mühsam.

„Kannst du sitzen?“ fragte jetzt der Andere, der noch immer mit den Beinen im Freien schlenkerte.

„Ja doch!“ rief ich ungeduldig und das Erz rundum gab dem lauteren Ton brausenden Widerhall und überdröhnte in meinen eigenen Ohren die folgenden Worte, mit denen ich den Horchenden antrieb. „Mach, daß du hereinkommst!“

Damit wendete ich mich und tastete höher nach den Holzstäben, die als Leitersprossen dienten.

War es, daß der Andere den Mut verlor oder daß er es von Haus aus nicht weiter hatte treiben wollen, als bis er die Nase in den finsteren Leib des Ungeheuers gesteckt und damit seinen Fürwitz gebüßt hatte, weil damit sein Abenteuer beschlossen und seiner Phantasie Genüge gethan war — ich hörte ihn auf einmal mit der Stiefelspitze an die Erzwand schlagen, ob aus Unvorsichtigkeit oder aus Mutwillen, das weiß ich nicht. Es rasselte und brummte der Widerhall gewaltig um mich herum, während ich mit überraschten Augen sah, wie mein Genosse mit aller Hast sich durch die Falte nach unten zurück wand und, als nur wieder der Kopf mehr im Inneren steckte, das Angesicht emporkehrte und mir zischend zurief: „Es kommt wer!“

Weg war er! Seine hastigen Sohlen knirschten draußen auf dem Kies. Ich hörte deutlich jeden Tritt, während nun auch ich mich eiligst aus der knappen Oeffnung herauswand und nach etlichen Atemzügen vom untersten Balken auf den Boden trat.

Ich lief den nächsten Weg an den Zaun, ohne erst nach der schadhaften Stelle zu suchen, hakte mich mit den Händen ein, krallte mit den Füßen an den Bretterfugen hinauf und saß im nächsten Augenblick rittlings oben auf der schneidigen Kante, jetzt erst auf den dunklen Hof hinabspähend.

Nichts rührte sich, nichts regte sich, kein Laut ging aus der Dunkelheit über den Kies. Ruhig und einsam ragte der Rumpf der Bavaria von seinem Balkenlager in die schweigsame Nacht auf; ungesehen und unangefochten klebt' ich auf meinem unbequemen Sitz. Mein Kumpan war ein Schwindler, der mir hatte bange machen wollen, oder ein Hasenfuß, dem selber wegen nichts und wieder nichts bange geworden, und ich war um eine sehr romantische Erfahrung, die ich so recht sattsam hätte auskosten können, geprellt.

Nun einmal versprengt und bis auf die Höhe des Zauns retiriert, hielt ich es selbst nicht mehr für ratsam, gleich wieder zurückzukehren. Vielleicht hatte der Entspringende doch irgend etwas lebendiges vernommen, das, um vorzubrechen, nur auf einen erneuten Versuch lauerte. Und wenn auch nicht, die rechte Stimmung war nun doch zum Teufel. Und zu Haus warteten sie auch schon lange genug auf mich.

Von meinem falschen Freunde war nichts mehr zu hören und zu sehen. Der lief wohl schon lange auf dem Heimwege. Da schwang auch ich mich an der Außenseite des Zauns hinab und machte, daß ich heimfand.

Ich glaube nicht, daß ich je vordem eines Mitmenschen mit solcher Verachtung gedacht habe, wie auf jener Nachtfahrt des feigen, hinterlistigen Burschen, der mich durch sein bübisches Beginnen und furchtsames Entlaufen um eine Freude

gebracht hatte, die bis zum Augenblick der Unterbrechung nur ein peinliches Wagstück ohne Gewinn gewesen war. Was ich mir von einem längeren Aufenthalt in der dunklen Erzhöhle für Genuß im Gemüte versprach, macht' ich mir genau nicht klar. Das Geheimnisvolle, Ahnungsreiche, Unvorherzusehende, das war's gerade, was man suchte. Mit Bewußtsein einem Schauder entgegenzugehen, dessen Intensität und Dauer man sich vorher gar nicht vorstellen konnte, das war ja eben der Reiz an dem ganzen Abenteuer, das Poetische an der Sache, wie man damals zu sagen pflegte.

Die Stimmung einer außerordentlichen Situation auszukosten, die so von keinem Anderen vorher gekannt worden ist und, da die Bildsäule bald an endgiltiger Stelle und als ein Ganzes aufgerichtet werden mußte, auch aller Wahrscheinlichkeit von keinem Anderen nach mir gekannt werden würde — sich so etwas entgehen lassen müssen, weil ein dummer Junge seine kindische Hand zwischen Lipp' und Kelchesrand geschoben hatte, es war kaum zu verwinden und noch weniger zu verzeihen.

Um so mehr mußt' ich mich selbst über das psychologische Phänomen verwundern, daß mir, noch eh ich das elterliche Haus erreicht hatte, der treulose Spielverderber ganz gleichgiltig geworden war. Die Gedanken an ihn fielen von mir ab, mühelos, wie welke Blätter von einem Baum. Ich machte mir zum erstenmal klar im Leben, daß, wo immer man lediglich auf ein eigenes Vergnügen selbstisch ausgeht, man sich auch nur allein auf sich selbst verlassen und ganz allein mit der eigenen Kraft und Entschlossenheit rechnen darf.

Von dieser Einsicht bis zu dem Vorsatz, das nächste Mal ohne Mitwisser und Helfer vorzugehen, war nur ein Schritt. Daß die Ausführung dieses Entschlusses nicht auf die lange Bank geschoben werden durfte, verstand sich von selbst, denn niemand vermochte zu sagen, wielange das Bruchstück der Riesin also unbehütet noch im Freien belassen werden würde.

Ich kam heim, angstvoll und atemlos wie ein verlorener Hund. Aber ich hatte unverhofftes Glück. Vater und Mutter waren an jenem Abend ausgebeten. Und daß Großmütterchen von meinem Eintreffen nach Zapfenstreich nichts verriet, das stand so fest wie der Hochaltar in der Frauenkirche und der Turm auf dem Petersplatz. Darum brauchte man sich nicht zu sorgen.

Also ungestört in meinem Träumen und Planieren und immer mehr davon überzeugt, daß ich mich das erste Mal nur durch blinden Lärm hatte versprengen lassen, war es schon am Freitag in aller Früh bei mir beschlossen, daß ich das Besteigen der inneren Bavaria am Samstag Abend noch einmal, auf demselben Wege, jedoch ganz allein versuchen würde.

Der läppische Rundkopf, welcher sich am letzten Mittwoch meines Vertrauens unwert erwiesen hatte, kam mir weder an diesem Sonnabend auf dem Turnplatze noch sonst im Leben irgend wieder zu Gesicht. Ich glaube nicht, daß ich seiner noch einmal gedacht habe, bis auf diesen späten Tag, wo ich diese Knabenerinnerung in ihrem ganzen Verlauf aus meinem Gedächtnis ans Licht ziehe.

Wie ich in der Schule die halbe Woche herumgebracht, was ich an jenem Samstag auf dem Turnplatze bis zum Eintreten der Dunkelheit angegeben habe, das weiß ich nicht mehr. Die Aufregung in meiner jungen Seele war so groß, daß mein Erinnern erst in dem Augenblick wieder einsetzt, als ich mit hochgehobener tastender Hand die riesigen Falten von Erz umschlich, um die einzige Stelle zu entdecken, wo die Biegung der Kontur so weit vorsprang, daß meine schmalen Knabenschultern durchgleiten konnten. Das Einschlüpfen gelang mir weit leichter als das erste Mal. Mit der Gelegenheit war ich bereits vertraut, die Geschicklichkeit fühlte sich unbefangener, und zudem glaub' ich, daß ich in den letzten drei Tagen von verhaltener Aufregung und stillem Grübeln etwas magerer geworden war.

Ich tastete und kletterte an den Leitersprossen, die ziemlich bequem in die Erzwände gefügt waren, empor und fand ungefähr in der Gegend des Haarknotens einen leidlichen Sitz, wo ich auf dem Rücken liegend, das langmähnige Haupt im Nacken, die Lider weit auf, durch die Augen des Idols gegen Himmel sah, die Sterne zu zählen versuchte, dem Wind sein Lied und dem dröhnenden Erz seine Begleitung abhorchte und in gruselndem Entzücken unsagbar glücklich und mit meinem kindischen Unternehmungsgeiste sehr zufrieden war.

Ich dachte weder an den Koloß von Rhodus noch an die Homerischen Helden, weder an den streitbaren Pater Augustin noch an den armseligen Kameraden, der mich jüngst im Stich gelassen hatte; ich dachte überhaupt an nichts; freute mich meines Daseins und der vollkommenen Einsamkeit und genoß den wonnigen Schauder dieser wunderlichen Minuten mit vollen Zügen, ohne Bedenken, ohne Sorgen, ohne Gewissensbisse.

Um mir die Freude nicht zu verderben und öfteres Wiederkommen zu versichern, blieb ich nie lange, und strebte auf dem Heimwege, durch doppelte Hast die versäumte Zeit einzuholen, so daß ich nicht auffallend spät zum Abendbrot eintraf. Manchmal nahm auch ein von Dachau hereinkommender Einspänner oder Leiterwagen den nachzügelnden Turner auf und brachte mich rascher zur Stadt, als ich verhofft hatte.

So war Alles in Ordnung. Ohne an eine Menschenseele ein Sterbenswörtchen davon zu verlieren, triumphiert' ich im Stillen über mein gelungenes Treiben und kehrte jeden Mittwoch und Samstag, sobald es nur anging, zu dem mir wohlvertrauten Erzgebilde zurück, das ich gewissermaßen nun schon als mein rechtmäßiges buen retiro und Tummelplatz meiner romantischen Phantasien betrachtete.

Es war aber nicht immer sternklare Nacht über mir. Ich glaube, daß nirgend anderswo in der Welt am selben

Tage der Witterungswechsel so derb und grell sich bemerklich macht, wie auf unserer altbayerischen Hochebene.

So hab' ich auch ein und anderes Viertelstündchen im Haupte der Bavaria verlebt, da mir der Wind gar heftig in den Buschmannshaaren wühlte, und ich ernstliche Mühe hatte, mich mit beiden Händen festzuhalten, wenn ich, wie nun meine Gewohnheit war, aus dem Fenster im Auge meinen Kindskopf reckte und also die Welt und die Nacht rundum zu beherrschen wähnte.

Manchmal, wenn es recht heftig stürmte, und das Erz vom anprallenden Winde stöhnte und brummte, daß es eine Art hatte, verkroch ich mich ganz oben hinauf in den hochgehaltenen rechten Arm und kauerte mich in die Hand und horchte im Stockfinsteren auf die schauerliche Musik hier drinnen, die niemand außer mir zu hören bekam.

Ich wundere mich eigentlich, daß außer mir niemand auf die barocke Idee verfiel, hier oben dem seltsamen Windkonzerte zu lauschen und seine Naseweisheit innerhalb des unfertigen Kolosses spazieren zu führen. Gefahr war bei dieser Gelegenheit so gut wie keine. Man riskierte höchstens eine Tracht Prügel von Seiten eines Wärters. Aber ich sah niemals einen Wärter. Und ob auch Prügel gewiß nichts anmutendes sind, so waren sie doch in unserer lachenden Jugend gerade nichts seltenes. Und zudem verließ man sich im Fall der Not auf seine flinken Katzenbeine.

Obwohl ich mir diese Lage der Dinge allmählich immer deutlicher zum Bewußtsein brachte, gestand ich mir doch auch, daß die Geschichte schwerlich ohne Kummer endigen und daß ich meine Besuche so lange fortsetzen würde, bis ich mir eine rechte Unannehmlichkeit damit eingebrockt hätte.

Freilich, daß es so kommen sollte, wie es gekommen ist, das hätte sich niemand träumen lassen.

Der Aufenthalt hoch oben in der Faust des rechten Armes, die den Kranz hielt, gewann alsbald den Vorzug

vor allen anderen Situationen. Man lag da so klein beisammen, Erz unterm Kopf, Erz unter den Knieen, Erz unter den Füßen. Die verschiedenen Töne der eingefangenen Luft, die sich in allen Buckeln und Falten verfing, drangen hier herauf gar so wunderlich, so schaurig-drollig. Und der Hauptspaß war bei wehendem Wind das hier oben ganz deutliche Gefühl, daß der Koloß ein ganz klein wenig schwankte, nicht viel mehr wahrscheinlich, als die Vendomesäule zu Paris oder der Turm Asinelli zu Bologna und alle anderen schlanken, hochragenden Monumente, je nun, aber doch merklich schwankte! Köstlich!

Als ich das erste Mal dieser Empfindung jählings inne ward, hätt' ich vor Schreck und Hast beinahe die Sprossen verfehlt und mir die Beine verstaucht. Da ich aber, herausgekrochen und die verdächtige Riesin betrachtend, mich von ihrer wohlaufgebauten gleichgewichtigen Solidität überzeugte, ließ ich das nächste Mal mich von den Schwankungen, die ich droben spürte, nicht im geringsten mehr irre machen, sondern legte den kitzlichen Schauder dieser Wahrnehmung zu dem übrigen Genuß dieser verstohlenen Minuten.

Eines Abends — ich mochte zum fünften oder sechstenmal durch die eherne Falte der Bavaria eingestiegen sein — fühlt' ich, ohne mir Rechenschaft zu geben, warum, ein Unbehagen, wie ich es nie vordem, auch nicht beim ersten mißglückten Besuch empfunden zu haben glaubte.

Ich war kaum über Brusthöhe geklettert, so blieb ich auf der Leiter hocken und horchte und konnte mich nicht entschließen, in den hohlen Arm weiterzusteigen.

Was war das? Ein unbestimmtes, ein instinktives Gefühl: Heute bist du nicht allein! Heute bist du zum letztenmal hier und noch dazu nicht unbefangen genug, um mit bewußter ungestörter Wehmut von diesem schönen Zeitvertreib Abschied zu nehmen.

Mir schlug das Herz fast schmerzhaft, und im Magen

war mir so wunderlich, als wären Furcht und Sorgen die unverdaulichsten Dinge von der Welt. Ich mußte immer wieder horchen ...

Waren das nicht Schritte draußen auf dem Kies? ... Schwere, behagliche Mannesschritte? ... Hört' ich sie wirklich, oder bildete ich mir nur ein, diese Schritte zu vernehmen?

Statt mich nun ruhig und abwartend innerhalb meines Schlupfwinkels in eine Falte zu kauern und nicht zu mucksen, bis die gewichtige Kreatur, deren Beine nach meiner Ohrentäuschung den Kies des Hofes knirschen machten, wieder ihrer Wege gegangen sein würde, verlor ich — wie das auch älteren Leuten bei solcher Gelegenheit und bei besserem Gewissen, als das meinige dort drinnen war, geschehen soll — den Kopf. Turnte, so schnell ich's vermochte, herunter und zum Loch hinaus, schwang mich das Gerüste hinab und lief, was ich laufen konnte, davon. Aber nicht, wie es unter allen Umständen geraten gewesen wäre und wie ich jeden anderen ruhigeren Tag bei gleicher Veranlassung gethan haben würde, gegen den Zaun, wo die schadhafte Stelle bequem ins dunkle Feld und durch Gestrüpp führte, das mir vertrauter und wegsamer war, als dem ersten besten Verfolger, sondern gegen den Haupteingang zu.

Da hört ich wieder den Kies unter hastigen Schritten knirschen. Aber es waren meine eigenen Sohlen, die diesen Ton erzeugten. Und doch trieb mich auch ihr Ton in überstürzter Eile vorwärts ohne jegliche Ueberlegung.

Das Thor der Umzäunung war begreiflicherweise fest verschlossen ... Umkehren? ... Um keinen Preis! ... Also geradezu! 'rauf auf den Zaun mit den Händen, mit den Füßen, hupp, wupp! Und auf der anderen Seite wieder hinunter! Geh's wie's will!

Patsch! da hatte mich schon einer bei den Beinen, eh ich mit den Sohlen die Erde berührte ... Gefangen! Au! das war schlimm!

„O du Himmelsappramentsfratz, du miserablicher Tropfen du! Hab' i di derwischt beim Schlaffittel! ha?!" so ungefähr lautete die Anrede des Rächers in der Finsternis, der mich am Kragen meiner Turnjacke gefaßt hielt und weidlich hin und her schüttelte.

Ich krampfte die zehn Finger hinter mich in die starke, feindliche Hand und schrie dazu aus Leibeskräften: „Lassen Sie mich aus! ... Auslassen sollen Sie mich! Auslassen! Ich hab' nix bös's thun wollen!"

„So, nix böses net hast thun wollen?!" ... rief jener mit einer fetten, gurgelnden Stimme, die nicht ohne Mühe aus seinem Kehlkopf sich zu lösen schien, wenn er redete. „Was hast denn du Knirps nachher da drin wollen bei der Bavaria? Hast dich vielleicht bei ihr angefragt, ob's Fensterln mit ihr verlaubt ist? Jegerl, den schaugt's an! He, he, nix bös's hat er woll'n! ... Stehlen hast wollen! Dös sag' ich dir! Und jetzt gehst mit!"

„Jetzt wird mir's aber schon bald z' dumm!" rief ich in hellaufflammender Entrüstung und wendete mich trotz der Faust am Kragen gewaltsam um, so daß wir uns beide ins Gesicht sahen.

Der Zorn über die ungerechte Verdächtigung schob für einen Augenblick Schrecken und Sorge beiseit, und ich schrie den anderen nicht sanfter an als er mich. „Wer kann sagen, daß ich stehlen hab' wollen?"

„Das sag' ichch!" versetzte der mit der starken Hand und zwinkerte mit buschigen Augenbrauen, als gäb' er damit seiner Behauptung besonderen Nachdruck.

„Und ich sag', mit Verlaub, das ist gelogen! Ich bin ehrlicher Leute Kind, und stehlen ist mei' Sach' nicht!"

„Dös wird sich schon finden," erwiderte jener. „Jetzt machst, daß d' weiter kommst."

„Auslassen sollst mi!"

„Du hast da garnix z' reden! Ich führ' dich ein, und

du bist stad, mäuserlstad (still, mäuschenstill), sonst geht's dir schlecht! Verstehst mi? Also marsch und keine Widerred'!"

Er hatte zwar meinen Kragen losgelassen, hielt mich aber mit seiner breiten Pfote, daran fünf klobige Finger wie Maschinenbolzen ihre Wirksamkeit übten, am Oberarm fest und führte mich Widerwilligen den Zaun entlang gegen die Nymphenburger Landstraße.

Ein Wärter von der königlichen Erzgießerei ist das nicht! war mein erster Gedanke. Und ein Polizeimensch ist's auch nicht! mein zweiter. Ich vervollständigte im Gehen seitwärtsschielend die Betrachtung, die ich vorhin beim Anschreien Aug' in Aug' begonnen hatte. Das war ein derber breitschultriger Geselle, mit weitspurigem, wiegendem Gang, aber noch jung, recht jung. Als wir unter einer der spärlichen Straßenlaternen vorüber kamen, beugt' ich mich weit vor und sah ihm ins Gesicht. Es war ein dickes, rotes, von Gesundheit strotzendes, etwas trotzig und frech dreinschauendes Gesicht mit einer knolligen, doch nicht unschönen Stülpnase mitten drin und zwei flinken Augen, die über aufgeblasenen Backen unter dichten Brauen verdammt ernst auf mich niederschauten. Allein ich fühlte diesem Gewaltsamen gegenüber gar keinen Respekt. Ich erkannte, daß er kaum sieben oder acht Jahr älter sein konnte als ich; wenn auch ausgewachsen an Körper und derb genug geraten, doch noch keine zwanzig. Was gab dem Kerl ein Recht, mich zu arretieren, bei nachtschlafender Zeit, wo die Eltern in einer Todesangst um den fehlenden Sohn sein mußten? Was gab ihm ein Recht dazu?

Sein Amt gewiß nicht! Er sah gar nicht wie eine Amtsperson aus. Etwas ordinär sogar. Er hatte Kleider wie ein Handwerker am Feierabend. Und dazu auf langem wirren Haar einen alten Kalabreser Schlapphut, wie ein Künstler, mit einer Krempe, so breit, wie sie ein Beamter nun und nimmer tragen würde. Er kam mir vor halb Maler, halb Maurergeselle. Und je länger ich neben ihm hertrabte, desto

deutlicher war mir, daß der grobe Kerl mich gar nicht wegen seines verletzten Rechtsgefühls, sondern bloß zu seinem Gaudium mit sich schleppte.

Sowie ich das begriff, und nun wir in der Nymphenburgerstraße der Stadt zuschritten, nahm ich des Augenblicks wahr, da er mich nicht gerade fest am Zwilch hatte, wischte ihm aus der Hand und davon.

Aber der verdammte Kerl hatte mich in fünf Schritten wieder eingeholt. Er hielt mich von neuem fest, er beugte das Haupt auf das meinige herab, und indem der Zeigefinger seiner rechten Hand bedeutsam zwischen seiner und meiner Nase hin und her pendelte, sprach er, und seine Gurgeltöne raschelten dabei nicht wenig: „Wenn du Knirps noch einmal das Auskratzen versuchst, nachher übergeb' ich dich dem ersten besten Gendarm. Daß du's nur weißt! Nachher kannst die Nacht auf der Polizei schlafen, und der Prozeß wird deinen Eltern viel Freud' machen! Meinst nit auch?"

„I' fürcht' mi net vor der Polizei! Brauch mi net z' fürchten!" gab ich trotzig zur Antwort. Im Innersten aber war mir übel vor Sorge, nicht daß ich von dem angedrohten Prozeß schlimmen Ausgang erwartete, denn das Gefühl meiner vollkommenen Unschuld ließ mich wegen der harmlosen Luftschwärmerei im Inneren der Bavaria keine entehrende Strafe besorgen. Aber wenn mich der Gendarm auf die Anzeige dieses schadenfrohen Lümmels hin nach der Polizei führte, und ich dort die Nacht zubringen mußte, bis dann mein Vater vielleicht erst am Morgen benachrichtigt wurde und mich zu holen kam — dies Bild wollt' ich mir gar nicht ausmalen. Mir schauderte, und ich taumelte mit geschlossenen Augen an der Hand meines Begleiters weiter.

Derweilen fuhr jener fort: „Ob du dich zu fürchten brauchst oder nicht, das wird sich schon zeigen! Ich aber behaupte, daß du hast stehlen wollen. Und wenn ich, der

Schweizerkarl, so 'was behaupte, dann werd' ich auch beweisen, was ich sag'! Vorwärts!"

Der Schweizerkarl! wiederholt' ich in meinem Inneren. Und jetzt wußt' ich auch, woher der Bursche, der sonst so gut Münchnerisch wie ein Eingeborener sprach, die befremdlichen Gutturaltöne hatte, die meinem Ohr so wenig schmeichelten.

Auf einmal lachte er mitten im Gehen helllaut auf, patschte sich mit der flachen Hand auf den Schenkel, als ob ihm etwas Urkomisches eingefallen wäre, und wiederholte dabei hauptschüttelnd den Ausruf: „Der Knirps ... die Bavaria ... es ist zu dumm!"

Wie ich ihn so lachen hörte, vergaß ich für einen Augenblick die Sorge um Vater und Mutter, die mir das Herz zusammenschnürte. Mit der Elasticität des Kindergemüts lacht' ich über sein Gelächter und fragte dann verschmitzt: „Wohin führst mi denn?"

Es kam mir nachgerade wirklich wissenswert vor, wo und wie lange ich voraussichtlicherweise auf meinem pflichtschuldigen Heimwege verzögert werden sollte. Und da ich von Kindesbeinen an nicht leiden konnte, daß mich einer duzte, dem ich kein Recht dazu eingeräumt, so macht' ich es mit ihm wie mit anderen, die mich unbefugterweise in der zweiten Person anredeten, und duzte den Schweizerkarl wieder.

Er schien dies auch gar nicht anders zu erwarten und antwortete auf die Frage, wohin er mich führe, trocken und kurz: „Das wirst du schon sehen!"

„Wissen will i's oder i schrei!"

„'s Schreien wird dir bald vergeh'n!"

„Wohin du mi führst, will i wissen!"

„Dumme Frag'! Ins Wirtshaus!"

Die Antwort war ein schwerer Schlag auf mein bekümmertes Gemüt. Denn fürs erste war es jedem Lateinschüler strengstens und bei Strafe des Consilii abeundi ver-

boten, ohne Begleitung von Lehrern oder Eltern ein Gasthaus zu besuchen. Und fürs zweite hatt' ich als richtiges und etwas verwöhntes Stadtkind eine heilige Scheu vor einer Fuhrmannsspelunke draußen auf der Nymphenburger Landstraße.

Und wohin anders konnte dieser Schweizerkarl mich zu schleppen willens sein!

Ich riß die Augen so weit auf, als es ging, um die Möglichkeit erneuter Flucht zu erspähen. Aber mein Begleiter schien sofort meine Absicht in den Fingern zu fühlen. Er schloß die Faust fester zusammen und rief: „Nix da! Strafe muß sein! Was brauchst du Knirps die Bavaria stehlen z' wollen!"

Ich hatte mir in meiner Not längst klar gemacht, daß mich nur die kopflose Hast einem zufällig Vorübergehenden in die Arme gejagt hatte, daß dieser Schweizerkarl keinerlei Verpflichtung oder Berechtigung hatte, mich wegen meiner unschädlichen Schwärmerei auf der Straße aufzugreifen und hier herumzuschleppen, sondern daß es ihn gerade gelüstete, mich armen Jungen zu ängstigen und meine Angst zu irgend einem unsinnigen Scherz auszubeuten.

Wie er nun den albernen Vorwurf gegen mich ausstieß, an dem ich ganz und gar nichts spaßhaftes zu finden vermochte, da nahm ich alle Kraft und Mut zusammen und rang und wehrte mich mit solchem Ungestüm, daß selbst der starke Schweizerkarl Mühe hatte, den Knirps, wie er mich immer nannte, zu bändigen. Aber was konnte ich halbwüchsiger Knabe gegen den lachenden Flegel ausrichten! Er hatte mich bald zusammengedrückt, und eh ich recht wußte, wie mir geschah, fand ich mich auch schon in eine niedere Wirtsstube geschoben, wo in wallenden Wolken dichten grauen Tabaksdampfes etliche Flämmchen halb verhüllt flackerten und meinen überlaufenden Augen sechs oder sieben grinsende Menschengesichter und ebensoviel steinerne Maßkrüge ziemlich undeutlich bemerkbar wurden.

Ich hatte mich bis jetzt tapfer der Thränen erwehrt. Mir war auch jetzt noch mehr zum Schimpfen und Aufbegehren, als zum Weinen. Aber der ungewohnte, dicke Nikotinqualm, der auf meine zuckenden Augenlider sich beitzend legte, ließ mir jetzt reichliche Thränen entströmen. Es dauerte eine Weile, bis die verblüffte Sehkraft in dieser Luft anfing, Menschen und Dinge richtig zu unterscheiden. Auch machten die Leute, welche den verwünschten Schweizerkarl begrüßten, einen solchen Heidenlärm, daß ich im Anfang kein vernünftiges Wort verstand. Als ich nach etlichen Minuten meiner Sinne wieder Herr wurde, gab ich freilich um so peinlicher auf alles das, was um mich vorging und geredet wurde, acht, denn einesteils ward meine kindliche Neugier erregt und anderenteils richtete ich alle meine Absichten auf ein Gelingen der Flucht.

Es gibt wohl jetzt solche Kneipen nirgends mehr auf der Welt, wie jene war und wie sie nicht nur in Altbayern, sondern auch sonst im deutschen Vaterlande keineswegs zu den Seltenheiten gehörten.

Ein niedriges Gelaß mit etlichen angeschnitzelten, glattgehobelten, manchmal blankgescheuerten Holztafeln — hier waren es nur drei oder vier — darauf ein paar Talgkerzen in blinkenden Messingleuchtern schief und triefend steckten und zuweilen von der hilfreichen Hand des jüngsten Tischgenossen geschneuzt und, wenn sie bis nahe zum Leuchterrand herabgebrannt waren, mittels einer sehr einfachen Handhabe höher geschoben wurden.

Unsere erwachsenen Söhne wissen nicht mehr, wie eine Lichtputzschere ausgesehen hat und zu welchem Behufe sie nötig gewesen ist. Was aber wäre zu unserer Zeit aus der abendlichen Geselligkeit, ja was selbst aus unseren Studien ohne jenes allerunentbehrlichste der Instrumente geworden! Ich sehe sie noch auf zwei geraden und einem schiefen oder invaliden Beine liegen, einer schwarzen, großen, lädierten

Eidechse mit zwei auswärts geringelten Schwänzen — hätt' es je solche gegeben — nicht unähnlich, neben dem Leuchter auf der Tischplatte liegen, als wäre sie eben von oben herunter auf den Bauch gefallen und hätte sich Schaden dabei gethan und könnte sich nicht erheben.

Aus dem in der Regel nachlässig geschlossenen Reservoir hinter der Schnabelspitze glotzte durch das halboffene Thürchen noch die letzte oder auch die vorletzte Kerzendochtschnuppe wie mit glühenden Augen hervor, und davon stieg wie aus unsichtbaren Nüstern in länglich unregelmäßiger dünner Spirale ein abscheulicher Dampf empor, um sich im querflutenden Tabaksqualm allmählich zu verlieren.

Ueber den Messingleuchtern brannten die meist nur fingerdicken Talglichter gelblich trüb und ließen, bis sich einer der Jüngeren bewogen fand sie zu putzen, ihre Dochte schwarz und schläfrig kopfüber aus der Flamme hängen, daran man drei oder vier pilzchenförmige, winzigen Rosen vergleichbare Auswüchschen bewundern konnte, wie sie immer röter aufglühten und dann im Erkalten allmählich sich verfärbten.

Wenn beim wachsenden Lichthunger unserer Tage, da man schon mißmutig wird, wofern es ein bischen in den elektrischen Bogenlampen zuckt, plötzlich einer in also spärlich beleuchteten Raum geführt würde, er tastete gewiß mit Händen um sich, um nirgends anzustoßen. Damals erachtete man diesen Schimmer vollkommen ausreichend für behagliches Beisammensein, jeder fand mit dem Kruge zum Munde und sah seinem Nachbar recht scharf ins Gesicht, wenn es ihm gerade taugte, dabei nur manchmal mit der flachen Hand, welche nicht die Pfeife hielt, vor seinem Angesicht den Tabacksqualm wegfächelnd, wo der sich in allzu dichten Wölkchen über dem Tische zusammenballte.

Auch ich sah und hörte jetzt wieder, wenn mir auch die Augen nicht aufhörten zu thränen und mir von dem wilden Durcheinanderreden die Ohren sausten.

Ich begriff teils schon im Laufe des Abends, teils reimt' ich mir's in Erinnerung und Ueberlegung des Vernommenen später zusammen, daß ich in eine Stammkneipe ziemlich armer Teufel geraten war, die fast alle die königliche Akademie der Künste als hoffnungsvolle Jünger besuchten, von ihrer Zukunft eine ungeheuer hohe, von ihren Lehrern eine verhältnismäßig geringere Meinung hegten, meine liebe Vaterstadt für den Brennpunkt aller modernen menschenwürdigen Interessen und die Malerei geschichtlicher Vorgänge, womöglich in ledernen Wämsern, ledernen Hosen und gesteppten Reiterstiefeln für die einzige Beschäftigung hielten, welche des Schweißes der Edlen wert war.

Sie trugen lange Haare, unverschnittene Flaumbärte, ungestärkte Hemdkragen, saßen in aufgekrempelten Hemdärmeln, Ellbogen an Ellbogen nebeneinander und schlugen mit der Faust in die Tischplatte, so oft sie eine starke Behauptung aussprachen.

Der Schweizerkarl nahm eine eigentümliche Stellung unter diesen jungen Leuten ein. Er war kein Schüler der Akademie der Künste. Ich erfuhr sein Schicksal nicht auf einmal an jenem mir ganz und gar entsetzlichen Abend, sondern zumeist später, jahrelang später durch Zufall oder auf absichtliche Fragen hin. Aber ich darf es gleich hier erwähnen, weil es dem Leser Licht in den Handel bringt, welcher mir damals nur wie ein Unglück in dichter Finsternis erschien.

Der hübsche Bursch, den sie Schweizerkarl nannten, war wohl ein Maler. Aber keiner von denen, welche Wallensteiner und Schweden oder sonst irgend etwas menschenähnliches oder naturgetreues mit feingespitztem Pinsel auf ausgespannte Leinwand zu zaubern trachten. Der Pinsel, den er Tag für Tag führte, war grob und stumpf und groß und hatte einen langen, langen Stiel, und er bestrich damit, zu fixen Preisen den Quadratschuh, ganze Wände und Decken,

und wenn es sein mußte, auch Fensterkreuze, Thüren und Dielen und was noch sonst auf sein nährhaft Handwerk Anspruch machte.

Mein kindliches Urteil hatte ganz richtig geraten, und jener war in der That damals ein Mittelding zwischen Maurergesell und Künstler. Aber doch schon mehr Künstler, als seine bürgerliche Stellung verriet und sein persönliches Gebaren an jenem Abend mich vermuten ließ.

Er war nämlich von Geburt aus guter altangesessener, wenn auch nicht mehr wohlhabender Baseler Familie. Da er aber, trotz mancherlei Anlagen, auf der Schule sich gänzlich unnütz, wie im Leben schlechterdings zu nichts besserem verwendbar erwiesen, so hatte sein Vormund sich nach allerhand Bedenken und Kämpfen im Familienrate denn doch entschließen müssen, den Burschen in ein Handwerk zu stecken. Dieser selbst hatte für den Anstreicher sich entschieden, weil er von Jugend auf Sinn für Farben und Freude am Pinselspiel empfunden und bethätigt hatte.

Da machte er denn die harten Lehrjahre durch und, weil sich die Seinigen daheim des mißratenen Patriziersöhnleins schämten, und er selber wohl auch etwas ähnliches im Gewissen fühlte, lernte er das Brot der Verbannung essen.

Es scheint eine Eigentümlichkeit des Münchener Brotes zu sein, daß es besonders den Fremden, die sich dort niederlassen, sehr gut bekommt, obwohl dieselben es ihrer Würde schuldig zu sein glauben, ab und zu fürnehm geringschätzig das Maul zu verziehen, wenn sie gerade den besten Bissen geschluckt haben.

Auch dem jungen Baseler bekam das Brot seines Meisters fürtrefflich, obwohl auch er nicht versäumte, gelegentlich es zu verschimpfen und zu verfluchen. Er ward dick und stark und übermütig davon, und bei alledem kamen ihm sogar manchmal nicht nur vernünftige, sondern auch fördersame Gedanken.

Einer der ersten Gedanken, die ihm unter dem klaren

Münchener Himmel kamen, war der, daß es bei seinem heutigen Berufe sein Bewenden nicht haben solle, daß er zu anderen und großen Dingen berufen sei und darum nicht als Wandanstreicher enden werde.

Das Beste an diesem Gedanken war, daß er nicht nur Karls eigenes Bewußtsein erwärmte, sondern daß es ihm ohne Aufwand von Worten mit der Zeit gelang, auch Andere von der Stichhaltigkeit desselben zu überzeugen.

Mit einem offenen packenden Auge für alle ihn umgebende Natur begabt und von jenem echten Fleiße beseelt, der nicht müde wird, das, worauf es ankommt, so oft und mit immer frischem Eifer zu wiederholen, bis das erst Mißlungene sich mit Ehren sehen lassen darf, lieferte der als Thunichtgut und Tagedieb ins Handwerk Verbannte bald auf Thürfüllungen und Wandleisten so zierlich verschlungene Kanten und Arabesken, bald auf Supporten und Plafondzwickeln so merkwürdig anschauliche und originell gestaltete Früchte, Pflanzen, Tierchen und Kinderchen, daß nicht nur die Eigentümer dieser Häuser sich ob solcher Arbeit hoch ergötzten, sondern auch sein Meister sich dieselbe reichlicher bezahlen ließ und nur den einen Kummer dabei empfand, daß dieser verkannte Prinz aus Genieland sich nicht lebenslänglich auf dem sogenannten goldenen Boden des Handwerks werde internieren lassen.

Von dieser Anerkennung im kleinen Kreise bis zur Aufnahme in die Kunstschule war immerhin noch ein weiter Weg. Aber der als Knabe weder Ernst noch Fleiß zu irgend einem Thun bewiesen, legte, nun er sich hohen Ziels und wirklicher Lebensaufgabe bewußt geworden, eine so erstaunliche Zähigkeit und Kraft des Willens an den Tag, daß er alle Hindernisse siegreich überwand.

Er hatte sich in den Jahren seiner Handwerkszeit einen Notpfennig erspart, von dem er, bedürfnislos und nicht verwöhnt vom Schicksal, wie er war, etliche Monate sich das

Leben fristen konnte, wenn ihm der große Wurf gelang. Einstweilen zeichnete er in allen freien Stunden, die er dem Schlaf abbrechen durfte. Er zeichnete an Sonntagen im Freien, er zeichnete des Nachts bei Licht. Und erst wenn ihn das Gewissen mahnte, seine Augen nicht allzu grausam vor der Zeit anzustrengen, rang er sich den Stift aus der Hand und lief auf die Straße, um Luft zu schöpfen, oder suchte die Kunstjünger in ihren ländlichen Kneipstübchen auf, um mit verwandten Geistern seine Gedanken auszutauschen.

Der Schweizerkarl hatte nämlich allerhand Gedanken über Kunst und Leben, teilweise recht unbändige, haarsträubende Gedanken, die sich nicht ins Hergebrachte, nicht ins Allgemeingiltige fügen wollten und manchen der flaumbärtigen, apollinischen Jünglinge seine Malerfaust protestierend in die Tischplatte schlagen ließen.

Der Neuling, den sie anfangs kaum ihres Umgangs gewürdigt hatten und den die Genossen seines früheren Berufs, weil er jenseits der Berge her aus dem Lande Tells gekommen war, den Schweizerkarl genannt hatten — ein Name, der ihm noch lange Jahre treu anhing, bis er sich durch seine Werke einen neuen und voller klingenden machte — er wußte seine seltsamen Ideen ebenso gewandt als hartnäckig zu verfechten. Er hatte aus seiner fernen Heimat die volkstümliche Gabe der Beredsamkeit mitgebracht, ohne selbst darum zu wissen; aber einmal dessen inne, machte er mit Glück fast allzu häufigen Gebrauch davon. Ich sollt' es bald zum eigenen Schaden erfahren. Merkwürdig genug bei dem anstrengenden Treiben, dem er sich hingab, er hatte es über all dem Anstreichen und Studienzeichnen doch auch fertig bekommen, sich allerhand Wissen herbeizuraffen. Die Schlagworte der landläufigen Bildung flossen mühelos in seine Reden ein, er kanzelte über Kunst und Künstlertreiben, zeigte reifendes Urteil neben himmelsstürmerischer Naivetät

und entwickelte Pläne großen Stils für eine ganze Generation keimender Rafaels und Buonarottis.

Die ernsthafte Entscheidung über sein Streben und Leben mußte nächster Tage fallen. Er hatte eine mühsame Aktzeichnung vollendet, die nackte Gestalt eines schlafenden Mannes lebensgroß in Kreide auf breiter Leinwand sorgfältig ausgeführt. Die Freunde lobten die glücklich erfaßte Situation, die Genauigkeit in der Wiedergabe der ruhenden Muskulatur, die zarte und doch energische Behandlung des Fleisches und anderes mehr.

Es war nicht die erste derartige Leistung, an die der junge Handwerker sich gemacht hatte. Aber es war die erste, die er für der Mühe wert und geeignet hielt, sein Schicksal vor den Augen eines Auserwählten zu entscheiden, des Direktors der Akademie, der ihm trotz seiner socialen Stellung (auf der Leiter des Wandanstreichers) ob dieser Manifestation seines malerischen Könnens die heiligen Pforten der hohen Schule sperrangelweit öffnen sollte.

In diesen Tagen des Hoffens und Harrens strich der sonst so behäbige, seiner selbst sichere Schweizer denn doch zerstreut und arbeitsunfähig in München herum. Es trieb ihn aus der Glyptothek in die Pinakothek, aus der alten in die neue und aus dieser wieder in jene. Von einem Meisterstück zum anderen wallfahrend, verglich er immer wieder Wunder mit Wunder und wagte vor all der Herrlichkeit in Marmor und in Farben nur mit halbverschluckten Stoßgebetlein seiner eigenen unfertigen Versuche zu gedenken.

Selbst in der Nacht ließ es ihn nicht ruhen. Er war, nur um sich seiner stillen Sorge zu entschlagen, zu tollen Streichen aufgelegter denn je. Und doch war seine arme Seele voll Sehnsucht nach unsterblichen Werken und voll Ehrgeiz, es den Größten nachzuthun.

Solche Stimmung hatte gewiß auch an diesem Abend ihn des Weges geführt, wo er mich finden sollte. Ein Ge-

danke, der ihm durchs Hirn geschossen, trieb ihn vor die Erzgießerei; das Haupt der Bavaria hatte ihm vor der Erinnerung geschwebt; er wollte es mit Augen sehen, jetzt in der Dunkelheit, nur von den Sternen beleuchtet. Er wußte selbst nicht warum. Aber er ging hin, wie man in eine Kirche geht — und da fand er zu seiner Ueberraschung und Entrüstung einen kleinen Gesellen, der gnomenhaft an dem ragenden Monumente seinen Mutwillen übte und in der Seele des andächtigen Malers den Verdacht hervorrief, daß er Uebel angerichtet habe oder doch im Schilde führe.

Was für ein Uebel? Das freilich konnt' er sich nicht erklären. Aber schon die Thatsache meines unbefugten Einsteigens und Bewohnens der gedachten Statue schien ihm ein Vergehen, und es wies nach seinem Vermuten auf ein größeres Vergehen oder gar Verbrechen hin, was ihm noch unbekannt in Nacht sich hüllen mochte, was aber die Zeit und die Sonne und der Spürsinn und die Geduld meiner Richter schon zu Tage fördern würden.

Meine Richter? Ja! Als nichts Geringeres spielten sich jetzt diese biervertilgenden Jünglinge vor mir auf. Sie warfen sich in die Brust und räusperten sich wie in der Komödie Schauspieler, die eine Standesperson herausbeißen wollen, und der Schweizerkarl, der die Gelegenheit mit Vergnügen ergriff, ein glänzendes Beispiel seiner Beredsamkeit zu geben, zog mit haarsträubenden Argumenten, scheinbar lächerlich, aber nicht ohne ernsthaft durch seine Späße leuchtenden Groll, gegen mich armen Buben zu Felde, nicht ahnend, daß ein nahe verwandter Trieb mich wie ihn nächtlicherweile zu diesem Kunstwerk geführt hatte, und daß in dem halbwüchsigen Knirps, den er in blindem Zorn verdächtigte, vielleicht ein größerer Künstler keimte, als er selber einer je zu werden berufen war.

Oeffentliches und mündliches Gerichtsverfahren war damals nur erst im linksrheinischen Bayern eingeführt. Die

Spielerei, solch ein Schwurgericht nachzuahmen, lag in der Luft und hatte den Reiz der Neuheit für sich. Das Ganze hatte jedoch Ton und Stimmung eines studentischen Biergerichts, dessengleichen mir damals freilich noch niemals vorgekommen war. Ich nahm anfangs die Procedur für bitteren Ernst; wenn ich den tollen Kerlen auch keinerlei Berechtigung, über mich Gericht zu halten, zugestand, so schwebten mir doch schillernde Vermutungen von einer Art altbayerischer Vehme vor, die mir mit oder ohne Recht Uebles genug anthun mochte.

Schweizerkarl, auf einem Stuhle stehend, das Haar gen Berge, die sehnigen Arme bis an die Ellbogen entblößt, redete wie ein Buch und gestikulierte dabei im Tabaksqualm herum, daß die grauen Knasterwölkchen sich verwirrten. Ich sah empor, wie sie sich an dem trüben Glaskasten brachen, der über dem Tische von der Decke herabhing und zum Beweise, daß diese Kneipe eigentlich das Stammwirtshaus einer ehrsamen Zunft sei, das Wahrzeichen derselben vor Dunst und Fliegen schützte.

Was das für ein Gewerbe war, dem hier Zunftrecht gebührte, vermocht' ich in meiner kindlichen Unerfahrenheit und der Befangenheit des Augenblicks nicht zu enträtseln, so oft ich auch im Unmut über des Schweizers lästerliche Salbaderei die Augen nach oben aufschlug und statt des Himmels jenes rätselhafte Ding über unseren irrenden Häuptern baumeln sah.

In dem Glaskasten war ein Fuhrmannswagen, mit zwei braunen Pferdchen bespannt, sah aus wie eine viereckige Tonne auf kurzen Rädern und hätte in jeder Kinderstube sofort als Spielzeug dienen können.

Und unter Kinder, unter alte, boshafte, grausame Kinder schien auch ich geraten zu sein, die eine Freude daran fanden, mich armen Teufel auf Grund ihrer Zahl und Uebermacht zu ängstigen und zu quälen. Es war verzeihlich, wenn ich

mich in diesen Viertelstunden für reifer und vernünftiger achtete, als jene Burschen, denen der Flaum bereits das Kinn beschattete.

Der Schweizerkarl, welchem es gerade gelegen kam, die anderen, die sich zuzeiten was Besseres dünkten, nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, war der Aergste von allen und, wie er der Urheber meiner verzweifelten Lage gewesen, auch der Eifrigste dabei, mir die Hölle so heiß wie möglich zu machen.

In Ermangelung jedes positiven Anhalts, mir eine wirkliche Missethat nachzuweisen, zog er den Fall ins gröbste und klagte mich mit Karnevalspathos des versuchten Verbrechens an, den Rumpf der Bavaria, wie er, ein Erzkoloß von etwa dreiunddreißigtausend Pfund Kanonenmetall, im Hofe der Erzgießerei stand, eigenhändig und mit Ueberlegung und ohne anderer Verschworenen ersichtliche Hilfe bei nachtschlafender Zeit zu entwenden, beiseite zu schaffen und zum unersetzlichen Schaden des bayerischen Vaterlandes und der deutschen Kunst zu vernichten, um wahrscheinlich die einzelnen Teile des später zu zerschlagenden Monumentes bei Trödlern und Erzjuden zu verkitschen und mir dafür geistige Getränke zu kaufen — welch letztere Vermutung dem verehrten Gerichtshof aber ja nicht als mildernder Umstand erscheinen möge, da meine Jahre mich noch keineswegs für Kneipens vollberechtigt und zu den Mannesthaten des Humpenhebens geeignet darstellten, sondern im Gegenteil meine winzige Natur — ich war in der That kleiner als die meisten meiner Altersgenossen — mir jeden Verkehr mit gebrannten Wassern von selbst verböte, es wäre denn, daß man, wie es bei jungen Hunden zu geschehen pflegte, durch Nachhilfe mit Spirituosen mich auf der derzeitigen Ausdehnung meiner Körperverfassung für Lebenszeit beschränken wollte ...

All der Unsinn wirkte auf die Heiterkeit meiner Richter wie Oel in die Flamme. Sie wieherten und klatschten,

hielten sich die Bäuche und lachten Thränen. Ich hätte sie vergiften können alle miteinander. Aber meine Flüche schienen denselben nur an Wohlsein und Behagen zuzulegen.

Ich schrie zwischen das Gejohle, daß man mich laufen lassen möge. Ich bat, ich drohte mit der Polizei ...

Aber aller Respekt vor Autoritäten, die mir hoch und heilig galten, schien aus den Herzen dieser farbenklexenden Bösewichte ausgemerzt zu sein. Statt sich zu schämen und zu bedenken, wurden sie immer toller und erklärten es für den Gipfel der Ruchlosigkeit, daß ich nicht ihre Oberhoheit und ihr Privilegium anerkennen wollte, Leute, die an der Kunst und ihren Werken frevelten, zu richten und zu strafen.

Eine Fülle von abenteuerlichen Vorschlägen, wie ich mein Unterfangen zu büßen hätte, hagelte durcheinander. Ich fragte mich selbst in diesem peinlichen Augenblick, ob ich denn in der That etwas Böses gethan hätte, und ob diese wüsten Gesellen berufen wären, mich das irgendwie entgelten zu lassen. Mir war, als drehte sich die ganze Stube mit mir herum, und ich griff nach der nächsten Stuhllehne, mich zu halten.

Da hört' ich eine wohlklingende Altstimme dicht hinter mir sagen: „Ja, was habt's es (ihr) denn mit dem kleinen Buben da vor? Schämt's euch net, so ein armes Bürscherl zu ängstigen? Das geht doch über'n Spaß!“

Ich sah mich verwundert um, während ich fühlte, daß sich eine weiche Hand begütigend auf meine Schulter legte.

Ein großes, schlankes, schönes Mädchen stand neben mir, und ich wußte in derselben Sekunde, daß in diesem Fegefeuer, darein ich zur Strafe meiner Sünden geraten war, auch ein Engel waltete.

Der Engel war zwar nur eine Kellnerin, und ich weiß nicht, ob sie mir unter anderen Umständen so hold und liebreich erschienen wäre, als dies jetzt der Fall war; aber noch heute, wenn ich an die biegsame Gestalt, die großen blauen

Augen, an die liebreizend geschwungenen Lippen und das wellige blonde Haar denke, das wie mit goldenen Ringeln über Stirn und Ohren floß und im Nacken von einer silbernen Klammer zusammengehalten wurde, so mein' ich, es wäre eines der artigsten und anmutigsten Mädchen gewesen, die ich je gesehen habe.

Sie trug ein knappes schwarzes Mieder, das die Arme bloß ließ, und über dem Busen nach Bauernart ein seidenes Tuch, das auf gelbem Grunde silberne und rosenfarbene Blumen zeigte, denen ähnlich, welche man auf Meßgewänder stickt. Das Mieder war mit einer silbernen Kette verschnürt, daran alte Kronthaler und andere Anhängsel geringeren Wertes baumelten und klirrten, wenn sich die Wackere bewegte.

Sie schob, ohne mit der Linken meine Schulter zu verlassen, mit der rechten Hand drei schaumgekrönte Maßkrüge in den Tisch und sagte halb schelmisch, halb zornig: „Se! da habt's enger Bier! Aber ihr verdient keinen klaren Trunk, wenn ihr mir den kleinen Mann nicht in Frieden laßt, der euch gewiß nix than hat."

„Da kennst di aber schlecht aus, Zenzi!" scholl es zurück. „Das is dir ein Hauptspitzbub! Ja, ja! das is er!"

„Der da?" rief das Mädchen und zog die Hand von mir ab, ungewiß, ob jene ihren Scherz mit mir trieben oder ich in der That ein verbrecherisches Subjekt wäre.

„Die Bavaria hat er stehlen wollen, wie s' dort drüben steht in der Erzgießerei! Denk' dir a mal, Zenzi, was das ist!"

„Ein Unsinn ist das!" antwortete jene rasch. „Ein gottsträflicher Unsinn, und ihr seid's nit wert, daß euch mein Onkel noch einen Tropfen Bier schenkt, wenn ihr die Narretei nit einstellt und den armen Buben nach Haus laßt! ... Flink, Bürscherl, laß die Hanswursten sich allein austoben und mach, daß du zu Vater und Mutter kommst."

Sie hatte mich bei der Hand ergriffen und wollte mich trotz des Geschreis, das die bierseligen Gäste ihres Onkels jetzt ertönen ließen, so rasch wie möglich zur Thüre hinausführen.

Aber wie wir uns umkehrten, stand der Schweizerkarl aufrecht vor Crescentia und vertrat uns breitspurig den Weg.

Er hielt die Arme über seine Brust verschränkt, runzelte die Brauen, biß sich in die Lippen und sah das Mädchen mit Augen an, als wollt' er es damit bannen, verhexen, verbrennen.

Ich zuckte unwillkürlich vor diesem dämonischen Blicke zusammen, obschon er mich nicht einmal streifte, und, wie besorgt um das freundliche Wesen, das mich aus dieser Narrenstube in die Freiheit retten wollte, wandt' ich mich um, der Wirkung dieses Blickes, den ich fürchtete, im Antlitz des Mädchens nachzuforschen.

Da sah ich, daß auch Zenzis Augen glänzten, wie sie an den seinigen hingen. Ich erbebte in der Tiefe meiner Seele, nicht anders, als wenn ich die gute Kreszenz in drohender Lebensgefahr schweben sähe. Ich wußte gewiß nicht warum, aber ich merkte, so unschuldig als ich war, doch, daß die beiden jungen, schönen Menschen jetzt in einer wortlosen Sprache heftig und eindringlich miteinander redeten.

Unwillkürlich legt' ich den Arm an des Mädchens Gestalt und schob mich zwischen sie und den gewaltthätigen Jüngling, nicht anders, als wär' ich nun berufen, diejenige vor Schaden zu bewahren, welche nur eben sich zu meiner Beschützerin aufgeworfen hatte.

Die Zechgenossen johlten hinter uns im Chorus durcheinander, so wild, daß keiner des anderen Worte recht verstand. Dann sammelten sich die schwärmenden Stimmen zu einem Liede, das sie in kurzen Strophen von sich schrien. Ich hatte die deutliche Empfindung, daß der Scherz, den ihnen der Schweizerkarl mit meiner Arretierung und An-

klage bereitete, ausgebeutet war. Er hatte sie eine Viertelstunde lang als etwas Neues in Atem gehalten. Sie hegten aber kein Bedürfnis mehr, noch weiter dabei zu verweilen, und keiner von den überlustigen Gesellen, die dort hinter uns so selbstzufrieden ihren Rundgesang plärrten, wäre mir nachgesprungen, wenn ich jetzt die Straße gewonnen hätte.

Anders der Schweizerkarl, der noch lange nicht so viel getrunken hatte, wie jene, und der mir in dem Wahne, daß ich irgend welchen Unfug gegen ein großes Kunstwerk im Schilde geführt, allen Ernstes Haß und Rache geschworen zu haben schien.

Und wenn ich jetzt meine fragenden Blicke zwischen den beiden aufgeregten, schweigenden Menschen hin und her gehen ließ, dämmerte mir überdies plötzlich die Ahnung auf, daß der junge Maler mit der ganzen Komödie, welche er wegen meines Besuches in der Bavaria anrichtete, uneingestanden noch einen ganz anderen eigennützigen Zweck verfolgte, der sich meinem Knabenverstande vorläufig entzog.

Aber er sorgte selber dafür, daß mir alsbald ein Licht darüber aufging.

Zenzi sammelte sich zuerst aus der Erstarrung, in die sie der dämonische Blick des jungen Mannes verzaubert hatte. Mit einem Angesicht von den Stirnhaaren bis zum Halstuch wie mit Blut übergossen, wandte sie den schönen Kopf ein wenig zur Seite, sah mich mit seltsamen Augen an, in denen das Mitleid noch mit der Verwirrung kämpfte, und sagte dann ganz leise, als fürchtete sie sich: „Komm, Kleiner, ich führ' dich ins Freie!“

Der Schweizerkarl trat ganz dicht an sie heran und murmelte halblaut, aber wie einer, der befehlen darf: „Das wirst du fein bleiben lassen, Zenzi! Er hat Strafe verdient und muß sie erdulden!“

Karl schien nicht übel Lust zu haben, diese Strafe gleich auf dem Fleck zu vollziehen und zwar in voller Wut. Dem

Mädchen kam es gewiß auch so vor, denn es schrie laut auf. Es kreuzte beide Arme mir über Haupt und Rücken und drückte mich fest ans Gewand.

Dann sagte sie mit ihrer klangvollen Altstimme, der alle Festigkeit in dieser einen Sekunde zurückgekehrt schien: „Sie rühren den Buben nicht an, sonst . . .“

Sie stockte, als wär' ihr doch leid, einen allzuharten Entschluß an den Trotz des Gegners zu knüpfen. Und der Schweizerkarl faßte eine Hand des Mädchens, drückte sie sichtlich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte so sanft, wie ich es ihm gar nie zugetraut hätte: „Na, Zenzi, was denn sonst?“

„Einen, der ein Kind mißhandelt, dem könnt' ich nie wieder ein gut's Wort geben! Niemals, Herr Karl!“

Sie sah ihn nachdrücklich an dabei. Der Unhold aber lächelte, wie wenn er ihr bereits überlegen wäre, und sprach spöttisch: „Du bist wohl nie als Kind mißhandelt worden?“

Crescentia schlug die Augen weit auf, als wollte sie sagen: wie du so fragen magst! Laut aber sprach sie nur: „Von mir ist jetzt gar nicht die Rede, sondern von dem da!“

Karl, der die Hand des Mädchens noch immer in seiner Faust hielt, drängte sich nun ganz nahe heran und raunte ihr leise ins Ohr, aber ich vernahm es doch: „Nur von dir ist die Red'! Irr' dich nit! Nur von dir ist zwischen mir und dir die Red' und von sonst niemand! Thu mir meinen Willen, und der Knirps da mag hinlaufen, wohin er will!“

„Und was ist denn Ihr Wille, Herr Karl?“ sagte sie kleinlaut und zu Boden blickend.

„Du kennst ihn wohl nicht?“

Das Mädchen senkte das Haupt noch tiefer, ihr Kinn berührte den Hals und sachte hoben sich dabei ihre Achseln, als sollten diese ihr Nichtwissen andeuten, was sie jenem ins Angesicht mit Worten nicht zu sagen wagte.

Da sprach Karl, mit glühender Zudringlichkeit die Worte

hervorstoßend: „Mein sollst du gehören! Mein und nicht dem anderen!“

Sie hob jach den Kopf. Sie sah ihn mit großen Augen an, als wollte sie ihm ablesen, ob er es ernsthaft gut und treu mit ihr meinte. Mir schien, sie möchte nur allzugern ja sagen, und mir ward in meiner Wut und Dummheit himmelangst, sie werde wirklich ja sagen, denn ich gönnte meinem Quälgeist in dieser Minute nichts Gutes und ein freundliches Ja meines Schutzengels erst recht nicht.

Und mir war, als schenkte mir einer etwas Wunderbares, als ich endlich Kreszenz antworten hörte: „So, wie Sie's meinen, Herr Karl — nein! Lassen S' mich los!“

„Ich denk' nicht dran, dich loszulassen! Und ich mein's gut. Gewiß und wahrhaftig, Zenzi! . . . Mit der Akademie kommt die Sach' in gute Ordnung. Aus mir wird noch was rechts. Du wirst noch einmal stolz auf mich sein! Aber ohne dich kein Glück für mich! Du gehörst zu mir! Laß mich nicht umsonst betteln!“

Der saubere Freier fühlte sich durch meine Anwesenheit gar nicht behindert. Sowie ich aber einen Ruck nach der Thüre machte, legte er die Hand auf mich und hielt mich fest.

Zenzi schien diese gewaltsame Bewegung zu erschrecken. Sie hatte schon geschwankt. Nun sagte sie: „Aber Herr Karl, das dauert ja viel z' lang!“

„Ich will auch nicht warten!“ platzte der Liebhaber heraus.

Kreszenz riß ihre Hand los. Sie schien empört.

Beide wollten reden. Aber vom Zechtisch scholl es jetzt ungestüm, und ein Dutzend Fäuste trommelte dazu in den Tisch:

„Bier her! Bier her!
Oder i fall' um, fall' um!
Schenkt's mir a mal Bayrisch ein!
Bayrisch woll'n mir (wir) lustig sein!
Bier her! Bier her!
Oder i fall' um!“

Die Maßkrüge klapperten mit Zinkdeckel und irdenem Boden, die Tischplatte dröhnte, die Diele krachte unter trampelnden Sohlen, und dazwischen schrien sie: „Zenzi! ... Schweizerkarl! ... Hier wird nit scharmutziert! ... Hier wird nit die Cour g'schnitten! ... Eing'schenkt! Eing'schenkt! Oder 's gibt ein Unglück!“

Zenzi wollte den Augenblick benutzen, da der Versucher nach dem Getöse hinüberhorchte: „Jetzt fest!“ raunte sie mir zu. Und wir machten einen Schritt gegen die Thür.

Aber der Schweizerkarl riß mit zorniger Hand das Mädchen zurück, daß es schwankte.

„Gehörst du mein oder nicht?“ raunt' er ihr zu.

„Später einmal vielleicht!“ gab sie lachend zur Antwort.

„Ich zerschlag' dir den Fratzen da!“

„Nit daran denken!“ entgegnete sie trotzig und sie brauchte nun Kraft und Körpergewicht, um sich von dem Zudringlichen loszumachen.

Aber ich meinte es ihr an den Augen abzusehen, sie kämpfte einen härteren Kampf mit sich selbst und wäre ihm weit lieber an den Hals geflogen.

Der abgewiesene Freier schrie nun laut auf gegen die Zecherbande: „Heda, Männer! Da schaut's her! Die Zenzi legt sich unberufen ins Mittel der Gerechtigkeit. Sie will uns unseren Delinquenten entführen. Das wär' nit übel! Das darf nit sein! Heraus aus der Bank und haltet's die zwei fest!“

„Halt's ihn fest! ... das wär' nit übel! ... das darf nit sein!“ scholl es wild durcheinander hinter uns. Schemel flogen zur Diele. Krüge stürzten um. Geschrei und Gelächter und Getrampel.

Zenzi hatte sich von dem Rufenden losgemacht, und wie nun die aufgesprungenen Bierbrüder den Schweizerkarl fragend und beteuernd umringten, schob sie mich zur Zechstube hinaus und warf die Thür hinter uns ins Schloß.

Linksum ging's durch einen schmalen Gang auf die Straße, die mattbeleuchtet zur Hausthür hereinsah. Zenzi jedoch drängte mich mit nachdrücklichen Händen geradeaus, wo vor einem anderen dunklen Gang etliche Eimerfässer, vielleicht ein halb Dutzend, mit schwarzen Bäuchen und schwarzen Eisenringen so breit im Wege standen, daß man gerade noch knapp daran vorbei konnte.

Im Nu waren wir durch das enge Gäßchen geschlüpft, da flog polternd auch schon die Zechstubenthür auf und Zenzi riß mich mit empfindlicher Kraft zu Boden, so daß wir alle beide uns mit angehaltenem Atem hinter den Fässern niederkauerten, so dicht, daß ich das bauchige Holz mit seiner feuchten Kühle an meinen erhitzten Wangen und Schläfen fühlte.

Mit Gebrüll und Juchhei stob es trampelnd neben uns vorüber. Alle durch den schmalen Gang auf die Straße hinaus, denn alle, selbst der schlaue Schweizerkarl, waren der Einbildung, daß ich den kürzesten Weg nach Hause einschlüge, und die besorgte Zenzi mich bis an die nächste Ecke begleitete.

Wie die Wettläufer stürmten sie dahin. Wir horchten dem Lärm in unserem Versteck.

Aber nur einen Augenblick, um uns zu vergewissern, daß auch die ganze Bande hinausgestoben sei.

Dann fühlt' ich mich auf einmal von zwei nackten Armen fest umschlungen und so heftig an ein volles Mieder gedrückt, daß mir schier der Atem verging. Und eh ich recht zum Bewußtsein kam, wer mich so innig herzte, regnete es glühende Küsse auf Mund und Stirn und Augen.

Durch die offengebliebene Thür der Wirtsstube, die niemand hinter den ausschwärmenden Kunstjüngern geschlossen hatte, kam falbes Zwielicht über den dunklen Gang. Ich sah die blauen Augen der schönen Crescentia groß und feurig und so ganz nahe an den meinigen, wie ich bis jetzt im

Leben nie andere Augen gesehen zu haben meinte, und ich wußte nicht, warum mir also hold geschah.

Wie hätt' ich Knabe das auch begreifen sollen! Später aber ward mir im Nachdenken über dies Abenteuer klar, daß es nicht bloß das Mitleid mit meiner verzweifelten Lage war, welches mir hinter jenen kellerfeuchten Fässern die hageldicht fallenden Küsse eines so schönen, wildfremden Mädchens eintrug, sondern daß das arme Herz, welches den Schweizerkarl wider Willen liebte und sich doch nicht dem Verführer ergeben wollte, das siedende Blut mit diesen unschuldigen Küssen abkühlte, die, wie sie mir zu Trost und Freude gereichten, auch die beengte Brust der Geberin erleichterten und ihre wirbelnden Sinne beruhigten.

Sie küßte mich, wie sie wohl gern den Schweizerkarl geküßt hätte, wenn es ebenso ehrbar und ungefährlich gewesen wäre. Daß dem aber nicht so war, wußte sie nur allzu gut.

Worüber ich hier ausführlich referiere, das war in der That nur eine glühend vorüberrauschende Minute.

„So!“ sagte das Mädchen nun, welches vor mir auf den Fliesen des Kellergangs kniete, und es atmete tief auf.

„Soll ich jetzt gehen?“ fragte ich leise, denn ich empfand nun, auch das Verweilen hatte seinen Reiz.

Verneinend schüttelte Zenzi hastig ihr schönes Haupt. Und meinen Kopf noch einmal dicht an ihre Lippen drückend, flüsterte sie mir ins Ohr: „Draußen erwischen sie dich ja gleich, mein Buberl! Du mußt noch eine Weile verziehen. Und damit sie dich nit fangen ...“ Sie hielt inne, drehte mir das Angesicht nach rechts und, Hand und Finger weitaus ins Dunkel streckend, fuhr sie fort: „Da gehst hinter und steigst die Stiegen hinauf bis in den oberen Stock! Gelt, du fürchtest dich nit? ... Wenn du oben bist, machst linksum und dann gehst wieder gradaus, bis du vor einer Thür stehst — es sind nur ein paar Schritt — und das

ist meine Schlafkammer. Der Schlüssel steckt. Da gehst 'nein! Und ziehst den Schlüssel ab und sperrst von innen fest zu, zweimal, so oft als es geht! Verstanden? Und machst keiner Menschenseel' auf, keiner, als mir! Mich kennst an der Stimm'. Gelt ja? Ich hol' dich, sowie die Luft rein ist! ... Und jetzt tummle dich, daß du hinauf find'st! Ich hör' die Kerl' schon wieder zurückkommen. Mach weiter! Und Gott segne dich, mein liebes Kind! ... Fall nit!"

Derweilen sie beim letzten Wort noch einmal mit den Lippen meine Stirn streifte, gab sie mir auch schon mit der Hand einen sanften Schub gegen die Stiege hin, und ich torkelte mit begreiflicher Hast in die unbekannte Finsternis des fremden Häuschens hinein, denn nun hörte auch ich das näher und näher schallende Getön von hastigen Nagelschuhen auf den Pflastersteinen draußen und dazu die lachenden und zankenden Stimmen der jugendlichen Verfolger.

„Auskommen ist uns der Spitzbub, der sakrische! Auskommen!" klang es mit Gelächter bereits innerhalb der Hausthür, während ich noch auf Händen und Füßen die schmale, steile Treppe hinaufkrabbelte.

Und „Zenzi!" scholl es wieder. „Wo ist denn die Zenzi? die Sakramoltszenzi, die verschmitzte?! ... Zenzi, wo bist denn?!" schrie es mit hohen und tiefen Stimmen, daß die Wände widerhallten, während ich am Ende des oberen Ganges Schlüssel und Schlüsselloch mit tastenden Fingern zu finden trachtete.

Ritsch! ratsch! Zweimal sprang das Schloß über den Schlüssel — ich probte rüttelnd aus, ob die Thür fest zu, und aufatmend legt' ich die pochende Stirn an das Brett, nachdenkend, was nun werden, und wie lange ich wohl hier oben eingesperrt bleiben sollte.

Von drunten herauf tönte Mordsgetöse. Dieses Wirtshaus war unansehnlich klein und zum Teil aus Holz gefügt; der Oberstock nicht hoch, und ein Gelaß ziemlich nahe bei

dem anderen. Ich konnte die einzelnen Stimmen, die unten sich vernehmen ließen, unterscheiden, wenn ich auch nicht wußte, wem sie gehörten, und wenn ich auch die Worte nicht verstand. Aber eine Mädchenstimme war nicht darunter, das merkt' ich. Das Getöse nahm fürchterlich zu. Dazwischen hörte man ein Dutzend fallender Schläge, wie wenn man ein frisches Faß anzapft.

Ein Knall wie von auffliegender Thür — und nun alles still — und dann ein allgemeines Ah! wie aus erlösten Kehlen, die zu lange Durst gelitten haben.

Es gehörte nicht viel Ahnungsvermögen dazu, um zu begreifen, daß Kreszenz in diesem Augenblick mit zwei Händen voll schäumender Krüge die Gaststube betreten und die vom Hetzen in der Nacht ausgetrockneten Kehlen mit frischem Getränk aufs angenehmste überrascht haben mußte.

Möchten sie darüber des Glaubens werden, daß ich schon halbwegs daheim sei, und mich und meinen albernen Prozeß darüber vergessen!

Ich hatte wohl einige Minuten Zeit, mich zu verschnaufen. Hoffentlich nicht zu viele! ... Ich war hundemüd und wünschte mich niederzusetzen. Ich machte die Augen groß auf, um trotz der Dunkelheit zu sehen, wo ich wäre.

Hier rechts schimmerte es hell. Das war das Bett! Ich tastete mit der flachen Hand darüber hin und setzte mich dann auf die Kante und horchte wieder gespannt, aber ich war zu aufgeregt, um aus dem wirren Gebrause, das unter der Diele des Fußbodens zu mir empordrang, etwas Deutliches zu verstehen.

Wie lange wird es noch dauern, bis Zenzi heraufkommt? ... Die gute Zenzi! ... Wie mag es jetzt daheim aussehen! Mir schlug das Herz rascher. Ich suchte den Gedanken an Vater und Mutter zu verdrängen, der nun, da ich allein war, wieder mit Macht mein Herz anfiel. Wie sie sich ängstigen mußten daheim! Ich konnt' es mir vorstellen.

Und was sollt' ich ihnen sagen, wenn ich erst wieder die Thürklinke der väterlichen Wohnung in der Hand hielt?

Wär' ich nur schon so weit!

Gefangen hier in einem finsteren fremden Stübchen! Und noch immer kein Entrinnen!

Ich blickte aufwärts. An der Wand über dem Bett hing etwas. Meine Augen hatten sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, und vom Fensterchen her drang ein fahler Schimmer. Es mochte wohl draußen ein Laternchen brennen — ein Laternchen damaliger Zeit.

Aber ich erkannte doch ein kleines Kruzifix von Holz an der Wand und dahinter kreuzweise gestellt zwei Palmzweige mit pelzigen Kätzchen. Darauf fiel wohl der letzte Blick Zenzis, wenn sie vor dem Schlafengehen das Licht ausblies. Es war ein braves Mädchen die Zenzi. Und ich wünscht' ihr in meinem frommen Kindersinn, daß sie jede Nacht mit gutem Gewissen und froher Zufriedenheit die Augen zum Kreuze des Erlösers erheben möge — ohne daß ich dabei ahnte, wie nahe daran sie war, ihre Gewissensruhe zu verlieren.

Da meint' ich Schritte zu hören. Ich stand auf und legte das Ohr wieder an das Thürbrett. Ich hatte mich getäuscht. Es regte sich nichts auf dem Gang, es regte sich nichts auf der Treppe. Nur von unten scholl das gedämpfte Brausen jugendlicher Fröhlichkeit.

Sie schienen meine Wenigkeit dabei nicht zu entbehren. Sie hatten die grobe Spielerei mit mir aufgegeben und mich vergessen. Gott sei Dank! Aber warum kam die gute Zenzi nicht? . . . Wenn auch sie mein vergessen hätte . . . O du lieber Gott! . . . Mir ward wieder ganz heiß vor Sorge. Sollt' ich mich nicht allein fortwagen? Gab es denn keinen anderen Ausweg?

Ich schritt auf den Zehen zum kleinen Fenster hin. Die Diele ächzte. Doch es waren ja nur zwei Schritte.

Ich spähte durch die Scheiben auf einen Hof hinaus, der zwischen Schuppen und Scheunen und niederen Baulichkeiten sich hinzog, darüber etliche Pappelbäume emporstrebten, schwankende schwarzgraue Schatten auf dem dunkelgrauen Himmel, daran ich keine Sterne mehr sah.

Eine Laterne warf unweit des Fensters ihre kargen rotgelben Strahlen in die nächste Dunkelheit, genau betrachtet nur ein Stück ihres eigenen Pfahls beleuchtend. Dennoch erkannte ich unter dem Fenster links einen Holzstoß, der sich der Länge lang an einer Mauer hinzog, und rechts eine Reihe leerer Fässer. Das dort war wohl ein Leiterwagen und das hier ein Sägebock oder so etwas dergleichen ...

Und was war dort der rote glühende Punkt, der sich ganz sachte, kaum merklich, hin und her bewegte, wie das Ende einer Zündschnur oder ...

Ich prallte vom Fenster zurück, starrte hin, erkannte nichts, und drückte wieder die Stirn an die Scheiben, um an dem Laternenpfahl daneben die Höhe zu erkennen, die mich vom Erdboden trennte.

Der Oberstock war nicht hoch. Aber ich konnte doch nicht daran denken, den Weg durchs Fenster zu nehmen, ohne den Hals oder ein Paar der mir jetzt mehr denn je ans Herz gewachsenen Beine aufs Spiel zu setzen.

Was hatt' ich gewonnen, wenn ich mir nun im Sprung die Füße verrenkte und dann die Nacht dort unten zwischen jungem Bauholz und alten Fässern hilflos in einem Hofe lag, in den bis zum hellen Morgen niemand eintrat? Und wie selbst mit gesunden Beinen dort unten, wo ich noch nie gewesen, einen Ausweg in die Straße suchen und finden? Da war es doch klüger, in Gottesnamen hier oben zu verzweifeln, bis die Zenzi zu Hilfe kam, wie sie mir's versprochen hatte.

Aber der feurige Punkt dort? ... War's das Lichtchen in einer Stallaterne? Hing diese frei am Wagen? Oder

hielt sie einer in der Hand? . . . Wenn ich das Fenster öffnete . . . wenn ich riefe . . .

Ich legte die Finger bereits mit allem Bedacht an den Riegel, um mich nicht durch sein allenfallsiges Geräusch zu verraten — da — ich zuckte zusammen wie von einem Schlage — da klopfte es ganz deutlich, wenn auch vorsichtig hinter mir an die Thür. Ich zählte viermal.

Ich wollte im Augenblick schon fragen: „Zenzi, sind Sie 's?“ Aber noch gerade recht bedacht' ich mich und drückte die Faust vor den Mund, als ob es nötig wäre, mich selbst am Verlautbaren eines Wortes zu hindern.

Ich hielt mich mit der anderen Hand am Bettpfosten, um nur ja keine Bewegung zu machen, die mich verriet, und zog den Atem an und horchte. Ich wußte, als könnt' ich durchs Brett der Thür und durch die Finsternis sehen, ich wußte wohl, wer draußen stand und so vorsichtig klopfte.

Der Schweizerkarl, der mich also nicht vergessen, sondern mein Versteck ausgeforscht hatte!

Ich rührte mich nicht und antwortete nicht, aber jener mochte wohl schon, ehe er zu klopfen begonnen hatte, ein Weilchen vor der Kammerthür gewartet und gelauscht und mich hin und wider gehen gehört haben.

„Büberl! . . . du! . . . du da drin! . . . Hörst nit? . . . Mach auf, ich will dich 'rauslassen . . . Du brauchst kein nix z' fürchten von mir! . . . Gewiß und wahrhaftig nit! . . . Ich schwör' dir's . . . Ich geb' dir mein Ehrenwort darauf, daß ich dir nix anhaben will . . . Nein, gar nix! . . . Es ist mir, meiner Seel', nit um deinetwillen . . . nur um einen Spaß mit der Zenzi . . . Aber jetzt sei gescheit und mach doch endlich einmal auf! Geh, Büberl, geh!“

Mir ward bald heiß und bald kalt, da ich meinen Feind, den klotzigen Karl, durchs Schlüsselloch also flöten hörte. Wie süß und einschmeichelnd er den Schnabel zu spitzen wußte, wie zudringlich er zu betteln verstand! Es zog mich ordent-

lich mit Macht an die Thüre hin, und wie von magnetischem Zwang geleitet, streckt' ich in der Dunkelheit die Finger der rechten Hand gegen die Klinke, als müßt' ich dem Bittenden nachgeben und den Schlüssel drehen.

Aber mit der klügeren Linken hielt ich mich wohlweislich an Zenzis Bettstelle zurück und mein Gewissen raunte mir zu: „Das gute Mädel hat dir verboten, irgend jemand außer ihr die Kammerthür zu öffnen. Du hast ihr's versprochen und du mußt Wort halten!"

„Aber daheim warten sie in tausend Aengsten auf dich!" raunte nun wieder eine andere Stimme in mir. „Jede Minute länger kostet den Deinigen Sorgen und Thränen. Und der Schweizerkarl verschwört seine Seligkeit, daß er dich ungestraft und ungehindert gehen lassen wolle! Er gibt sein Ehrenwort darauf! Da kann's doch nicht gelogen sein!"

Ich hörte ihn tief Atem holen vor der Thür. Es waren schwere Seufzer leidenschaftlicher Ungeduld. In mir auch seufzte die Ungeduld tief auf.

Da sprach es wieder in meiner Seele: „Warum soll dir der Schweizerkarl sein Wort halten, wenn du selber der braven Zenzi dein Wort nicht hältst?"

Damit war's entschieden. Ich setzte mich auf die Bettkante, kreuzte die Arme über der Brust und hörte ungerührt zu, wie der Versucher draußen seine Flötentöne von neuem anstimmte und mir weiß Gott was — einen nagelneuen Gulden, einen Schlagring, ein seidenes Halstuch — versprach, wenn ich die Thür aufmachte. Ja, er wollte sogar zur Entschädigung der Angst mein Porträt malen. Ich sollte nur an freien Sonntagen zu ihm kommen, um ihm zu sitzen. Damit könnt' ich meinen Eltern eine große Freude bereiten. Aber jetzt sollt' ich endlich aufmachen und ihm den Schlüssel geben, sonst wär's nichts mit alledem und aus mit der Freundschaft.

Aus mit der Freundschaft mit dem Schweizerkarl?

Die Drohung machte mich lachen. Aber warum wollte der Karl denn den Schlüssel zu Zenzis Kammerthür? Doch auch nur, um ihr irgend einen Schabernack anzuthun. Na, du kannst lange warten, dacht' ich, und das brave Mädel wußte wohl, was sie sagte, als sie mir auf die Seele band, niemand aufzuthun, außer ihr.

Durch mein hartnäckiges Schweigen empört, zog nun der Lauernde ganz andere Saiten auf.

„Du meinst wohl, weil du nit muckst, ich wüßt' nit, daß dich die Zenzi in ihre Kammer geschickt hat? ... Hör einmal, was ich dir sag', du Spitzmaus! Verschlagen thu' ich dich wie einen jungen Hund; an die Wand werf' ich dich, daß daran picken bleibst, wie ein Schneeball, wenn du nit aufmachst und mir den Schlüssel gibst! Und wenn ich dir bis morgen früh, wenn ich dir bis an den jüngsten Tag auflauern müßt'. Da gibt's keine Gnad'! Du kommst dem Schweizerkarl nicht aus! Darauf kannst dich fest verlassen! ..."

Fröhlicher Lärm, der von unten jetzt stärker heraufscholl, machte den Drohenden eine Minute verstummen. Sowie aber das tolle Gelächter ein wenig nachließ, hob er wieder an: „Ich kann hier nicht länger verziehen. Ich geh' jetzt. Aber nur für eine kleine Weil'. In einer Viertelstund' komm' ich wieder und frag' mich bei dir an, ob du dich eines besseren besonnen hast. In einer Viertelstund'! hörst? Ueberleg dir's wohl, du bockbeiniger Fratz, sonst reut's dich, so wahr ich leb'!"

Ich hörte ihn zwei Schritt weit sich entfernen und dann wieder zurückkommen und sein Drängen von neuem anheben. „Machst nit lieber gleich jetzt auf! ... Dann kannst hinlaufen, wohin du magst. Geh, sei gescheit, mach auf!" Und wieder in den ärgerlichen Ton verfallend fuhr er fort: „Damit du's nur weißt, wenn ich in einer Viertelstund' wiederkomm', komm ich mit dem Wirt, mit dem Onkel der Kreszenz, der gerade

heimgekehrt ist. Der hat den Schlüssel für alle Thüren in seinem Haus und kann alle aufmachen. Die Tracht Prügel wird dir schmecken, die der dir aufzählt, wenn er einen wildfremden Buben bei der Nacht im Winkel findet!"

Damit ging der angenehme Schweizer nun wirklich die Treppe hinunter. Die Tracht Prügel von Seiten des Onkels, den ich mir nicht anders als einen derben grobknochigen Bauernwirt vorstellen konnte, schien mir viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Was sollt' ich anfangen? Ich preßte die Hände vor dem Munde zusammen und dachte einige Augenblicke gar nichts. Und dann dacht' ich mir: Kommt denn die Zenzi noch immer nicht? Meine Zuversicht war all bei ihr.

Da, horch, richtig: ein eiliger leichter Schritt huscht die Treppe herauf! ... So tritt keiner von den hanebüchenen, grobsohligen Gesellen auf, auch der Schweizerkarl nicht, unter dem bei aller Vorsicht die Holzstaffeln ächzen, wie ich's vorhin gehört habe ... Nein, das jetzt muß die Zenzi sein! und höher schlug mir das arme Herz.

Aber ehe die hastigen, leichten Schritte noch den Oberstock erreicht hatten, scholl eine fette, tiefe Stimme, ein Bierbaß, der so recht zu dem wirklichen Onkel paßte. „Zenzi!" schrie er, „ob du unten bleibst in der Wirtsstub! Ich rat' dir's! Du hast jetzt oben nix zu thun .... Ich weiß schon, warum du nauf willst in deine Kammer. Aber gerade das will mir nicht ein. Das Fensterln ist mir zu dumm! 'runter gehst und herunten bleibst!"

Langsamer hört' ich das Mädchen nun wieder hinabschleichen. Eine Thür schlug zu. Still war's, nur daß dann und wann ein Zinndeckel auf seinen Steinkrug klappte.

Jetzt war alle Hoffnung, auch die auf Zenzi, beim Teufel! Sie konnte nicht, wie sie wollte. Sie hatte mit dem Kameel, dem Oheim, nicht gerechnet! In mir stieg der Zorn verzweifelter Lage auf, wo man sich selbst zu

einer Dummheit leichter entschließt, als zu weiterem Zuwarten.

Sollt' ich klopfen? Lärm machen? . . . Unsinn!

Das einfachste war wohl das beste. Den Schlüssel umdrehen, die Treppe hinunter und zum Haus hinauswischen auf gut Glück. Es war ja jetzt wohl gerade niemand auf dem Gang!

Ich konnte meine Unruhe nicht mehr meistern. Ich flog auf die Thüre zu und horchte, die Finger schon an den Schlüssel gelegt. Da fiel mir auf einmal ein Gedanke schwer aufs Bewußtsein.

Als der Alte vorhin gerufen hatte, er wisse wohl, warum seine Nichte nach ihrer Kammer wolle, war mir's eiskalt über den Rücken gelaufen. Wußte der wirklich mich hier oben? Hatte der Schweizerkarl bereits geplaudert? Zuzutrauen war dem alles!

Wußt' er's, so waren mir meine Prügel sicher, und ich stieg geradenwegs in eine Falle hinunter. Und wußt' er's noch nicht, so hatte mir doch der verwünschte Maler seinen Besuch zu wiederholen versprochen und lauerte gewiß in der Zwischenzeit, ob ich ihm nicht auf dem gewöhnlichsten Wege, die Stiege hinab, entwischte. Dann war die Situation ganz dieselbe für mich.

Aber mir brannte die versäumte Zeit auf die Nägel. „Ach was," rief ich, „ich will's versuchen! Ich muß!"

Und drehte den Schlüssel rechts herum und klinkte die Thür auf.

Da, wie ich kaum geöffnet hatte und den einen Fuß noch über der Schwelle wog, scholl ein so lautes Gelächter die Wände schütternd zu mir herauf, daß ich im Nu das Bein zurückzog, die Thüre schloß und den Schlüssel wieder linksherum drehte.

Es war also klar, daß das Pförtchen zum Gastzimmer auf den Gang hinaus offen stand, und sicher bewachte der

Schweizerkarl die Schwelle, ob ich vielleicht vorbeihuschte. Ich sah ihn im Geist in die Verschalung hineingerekelt, die Beine ausgegrätscht, die Hände in den Taschen, den Rücken an der Angel, die freche Stülpnase seitwärts nach oben gedreht und über die blanken Zähne hinweg leise pfeifend.

Was nun? Hierbleiben auf keinen Fall! Das Wiederkommen meines malerischen Feindes, den vierschrötigen Onkel an der Hand, durfte nicht abgewartet werden.

Mit dem Onkel fiel mir aber noch ein anderes Wort von ihm ein, das er vorhin über die Stiege heraufgeschmettert hatte, das aber mir ganz unverständlich geblieben war. Was hatte er da vom Fensterln gesagt? . . .

Fensterln, das wußte jedes Kind, hieß die Sitte, daß einer, der tagsüber gearbeitet oder auch gefaullenzt hatte, des Feierabends oder auch ein wenig später, vors Fenster seiner Herzallerliebsten oder auch eines anderen Mädels, das ihm wohlwollte, kam und mit ihr muntere Zwiesprach hielt, solange sie dazu Lust oder sich überhaupt etwas zu sagen hatten.

Und mit der Kreszenz wollte einer fensterln? Wer denn? . . . Aber was ging das mich an? und gar in meiner jetzigen Lage? Allein wer weiß!

Jedenfalls gehörte zum Fensterln ein Fenster. Noch im tiefen Sinnen bewegt' ich mich mechanisch darauf zu . . . Und richtig, was ging da für ein Licht in meiner Nacht auf! Der glühende Punkt, den ich vorhin im Dunkel des Hofes draußen bemerkt hatte, ohne mir seinen Zusammenhang mit der Natur der Dinge erklären zu können . . . war das ein Rettungsschimmer?

Ich spähte durch die Scheiben und suchte, suchte . . . War der Funken erloschen? War der unbekannte Mann, auf den ich jenen glühenden Punkt bereits bezog, vor Ungeduld oder Langweile davongegangen? . . .

Ich riegelte die Scheiben auf und beugte mich hinaus. Nach links, nach rechts. Ich sah nichts ...

Aber ich meinte, was zu hören. Schritte? ... Nein! Es ächzte was, so wie ein Wagenbaum ächzt, den man entlastet. Und da griffen meine spähenden Augen mit einmal die Dinge aus der Dunkelheit heraus. Ich entdeckte einen Leiterwagen dort und sah, wie sich etwas von ihm erhob, ein Schatten, ein Mensch in einem Mantel. Und auch der glimmende Punkt war mit einmal wieder da ... Er beleuchtete, wenn auch schwach, eine menschliche Nasenspitze und war die Tabakspfeife im Munde unter derselbigen Nase.

Es wird mir heutzutage wohl schwerlich einer die Verwunderung, ja die Entrüstung nachempfinden, die ich empfand, als ich am Glühen dieser herannahenden Nasenspitze die Ursache desselben, eine brennende Pfeife, erkannte.

War es doch noch überhaupt in der inneren Stadt München streng verboten, im Freien Pfeifen oder Cigarren zu rauchen. Auch noch lange nachher blieben einzelne Verbote für bestimmte Plätze und Gebäude aufrecht. So durfte an der Residenz vorüber, welche man in feuerpolizeilicher Hinsicht besonders schützen wollte, niemand mit brennendem Rauchzeug passieren. Ebensowenig vor einem Militärposten.

Na, von der inneren Stadt waren wir ja, leider Gottes, recht weit entfernt. Aber daß ein erwachsener Mann so gewissenlos handelte, auf einem Holzplatz, wo Brennmaterial klafterhoch aneinandergereiht lag, stundenlang mit offenem, rauchendem Pfeifenkopf herumzusteigen, das konnt' ich mit meinen sittlichen Begriffen nicht gleich zusammenreimen und das machte mich mißtrauisch und nahm mich im ersten Augenblick, sehr wider Willen, gegen die dunkle Gestalt ein, in welcher ich doch so gern einen Retter in der Not begrüßt hätte.

Während ich mir das im Geist zurechtzulegen suchte,

kam die Gestalt mit bedächtigen Schritten immer näher. Der Mann schien offenbar darauf gewartet zu haben, daß das Fenster geöffnet werden würde. Hatte ich unbewußt ein Zeichen gegeben? Es schien so.

Nun ging der Mann unter dem Laternenpfahl vorüber und ich konnte deutlicher sehen, wie derselbe beschaffen war.

Er trug einen langen Bauernmantel und auf dem Kopf einen jener runden, steifen Hüte, wie sie in der Umgebung Münchens auf dem Lande der Brauch sind, davon die untere Hälfte gebügelt, die obere dagegen kunstvoll gegen den Strich gebürstet wird, so daß oberhalb der glatten, glänzenden Hälfte die schwarzen Hasenhaare wie die Borsten einer Bürste aufrecht stehen. Auch die goldene Schnur um den Hut mit Quasten im Nacken fehlte nicht.

Der Mann schien sich fein gemacht zu haben für seinen Abendbesuch und also viel darauf zu geben, der Zenzi wohlzugefallen. Ich schöpfte neuen Mut.

Nun jener aber, den Laternenpfahl im Rücken, dem Fenster näher schritt, zog ich mich doch aus Vorsicht etwas zurück. Er konnte mich jetzt nicht, ich ihn nicht mehr sehen.

Aber ich hörte ihn dafür alsbald. Er hatte eine tiefe, wohlklingende Stimme und diese gewann mein Herz mit dem ersten Ton um so leichter, da ich ihn nicht mehr rauchen sah.

„Zenzi!“ rief er leise. „Ich weiß doch, daß du da bist. Warum versteckst du dich vor mir?“

Pause. Dann hub er wieder an, aber bei aller Wärme des Gefühls, die in seiner Stimme zitterte, schier zaghaft: „Bist harb auf mi? ... Du hast keinen Grund! Meiner Seel' nit! ... Oder hat dir der schlechte Bursch, der Maler, der seit Wochen um dich schleicht, wie die Katz' um den heißen Brei, wirklich das Köpferl verdreht? Hat er mir wirklich dein Herz g'stohlen? ... Zenzi! geh, sag was! Laß mi nit so dastehn!“

Was sollt' ich dem Wackeren sagen, der ich durchaus nicht Zenzi war! Ich drückte mich schweigend und auch ziemlich ratlos in die Fensterecke und wunderte mich dabei nicht wenig über den Einblick ins dunkle Treiben der Welt, wo wegen einer einzigen Kellnerin soviel Leidenschaft, List und Lärm in Bewegung war. Der eine mit dem breitrandigen Filz vor der Thür, der andere mit der goldenen Hutschnur unter dem Fenster! Und ich unschuldiger Knabe zwischen beiden Nebenbuhlern in der Mitte, dem einen verhaßt, dem anderen nur zu peinlicher Ueberraschung vorhanden!

Ich fragte mich in dieser Minute allen Ernstes, ob es nicht geratener wäre, sich mäuschenstill zu verhalten, statt auch noch mit dem Bauernjüngling anzubinden, der sicherlich, sobald er erfahren, wer hinter dem Fenster auf ihn horchte, sich gegen den verlaufenen Schüler des Paters Ambrosius keineswegs so zart ausdrücken würde, als er es gegen die vermeintliche Zenzi that.

Der Mann im Mantel unten legte derweilen mein notgedrungenes Schweigen als Trotz der Geliebten aus. Und hatte seine Stimme gleich zu Anfang mich wider Willen für den unvorsichtigen Raucher eingenommen, so gewann er mich nun vollends für sich, als ich vernahm, wie er auf einmal im höchsten Unmut mit dem Fuße stoßend in die zornigen Worte ausbrach: „Der Lump, der gewissenlose, der dich nicht als eine tugend- und ehrsame Jungfrau betrachtet, sondern als ein eitel Spiel für sein sündig Gelüsten, der dir heut schön thut, als wärst eine Prinzessin und für ihn das Höchst' auf der Welt, und der dich morgen wegwerfen wird, wie ein ausgetrunkenes Ei, wenn er nur erreicht hat, was du ihm geben kannst! Der Farbenschmierer, der aufgeblasene, der Schweizerbandit, der Landstreicher ... der dich mit Redensarten verhext! Schämen solltest dich, daß du um einen solchen Haderlumpen einen gestandenen Mann aufgibst, der nix lieber hat als dich, Zenzi, und der's ehrlich meint! ... Aber er

soll mir nur in die Quer' kommen! Meiner Seel' ich dreh' dem falschen Stadtfrack den Kragen um!"

Sprach der Mensch vernünftig! Was?! ... Und er hätte sich kein dankbareres Publikum wünschen können als mich, der wohl wie niemand anderer auf dieser Welt seine kriegerischen Gefühle gegen den koketten Anstreicher teilte.

Solcher Uebereinstimmung bewußt, warf ich meine kurz vorher empfundenen Bedenken von mir und beschloß, seiner peinlichen Lage, auch auf die Gefahr hin, ihm vorerst zu mißfallen, kurz und gut ein Ende zu machen.

Ich lehnte mich zum Fenster hinaus und sah getrosten Mutes auf den so ergötzlich Schmollenden hinab.

Er prallte zurück.

„Zenzi, bist du's?" fragte er halblaut. Ich meinte zu fühlen, wie ihm das warme Wort auf den Lippen einfror.

Er ballte die Faust gegen mich und streckte sie dann aus, als wollt' er, im Wahn, hintergangen und geäfft zu sein, irgend etwas aus der Nacht greifen, um es dem Spuk an den Kopf zu werfen.

„Pst, Pst!" rief ich und winkte mit dem Finger, bis daß er ganz zu mir herankam.

„Wer bist denn du? Und was willst von mir?" sagte der Mann mit der goldenen Hutschnur.

„I bin ein armer Bub," sagt' ich, „dem der Schweizerkarl, dein Feind und meiner, wegen nix und wieder nix Leids hat thun wollen, was die gute Zenzi nur dadurch hat verhindern können, daß sie mich in ihrer Kammer versteckt hat ..."

„Was sagst da?" rief staunend der Mann im Hof und nahm unwillkürlich den Hut ab.

Ich sah in ein breites, offenes, ehrliches Gesicht mit starken Backenknochen, das zu beiden Seiten des sonst glatt geschorenen Hauptes blonde Ringellocken zierten. Die Farbe der Augen konnt' ich bei der ungenügenden Beleuchtung nicht

erkennen, aber die Augen sahen mich so treuherzig an. Der ganze Mann schien jetzt nur im Auge zu leben, mit den Augen zu hören und zu atmen.

Ich fuhr fort. „Der Schweizerkarl ist drunten in der Schenk' und hat sich mit dem Wirt verschworen. Vorhin war er an der Thür und hat gebettelt, ich sollt' ihm aufmachen. Den Schlüssel zu Zenzis Kammer möcht' er nur, dann könnt' ich ungerupft ausspringen. Aber ich hab' der Zenzi versprochen, daß ich nur ihr den Schlüssel geb', und was der Maler verspricht, dem trau' ich nicht."

„Da hast recht!" sagte mein zorniger Agrikel. Wir verstanden uns bereits.

Ich fuhr nachdrücklicher fort: „Und wenn ich ihm den Schlüssel nicht geb', hat er g'sagt, dann wirft er mich an die Wand, daß ich picken bleib' wie ein Schneeball . . ."

„Nit anrühren soll er di!" versicherte mein dörferlicher Freund. Und dabei schüttelte er die blanken Streitlocken und warf den Mantel über den linken Arm. Ich maß in der Dämmerung der Hoflaterne mit vielem Vergnügen die große stämmige Gestalt des unverhofften Rächers, der in kurzer Jacke, ledernen Hosen und Suwarowstiefeln, welche noch den obersten Teil der weißen Wadenstrümpfe sehen ließen, kampfbereit und kampfbegehrend unter mir stand, wie meines Winkes zum Angriff gewärtig.

„Wenn i nur da raus könnt'!" sagt' ich. „Schon so lang sollt' i daheim sein!"

„Das werden wir schon machen!" versetzte der Bauer zuversichtlich und sah sich im Hof um, als sucht' er nach Hilfsmitteln.

„Ja, aber wie kriegt die Zenzi ihren Schlüssel?" fragt' ich.

Der Helfer in der Not sah mich ein Weilchen zögernd an, bis ihm das Wort zu Willen war. „Traust mir nit, daß ich ihn ihr geb'?" fragt' er dann.

„Ja, schon!“ versetzt' ich. Aber ich hab's versprochen: nur ihr selber!“

„Gut, nachher geben wir ihn ihr miteinander!“

„Mir is's recht!“ sagt' ich, „aber nachher gleich jetzt!“

„Gleich nit!“ bekräftigte mein Kumpan. Daraufhin verschwand er im Schatten des weiten Hofes und sein kalt gewordenes Pfeifchen gab keinen Schein mehr. Aber ich hört' ihn im Dunkel rumoren. Er war werkthätig bei der Sache.

In demselben Augenblicke jedoch hört' ich auch hinter mir vor der Stubenthür wieder das bekannte sachte, viermalige Klopfen und darauf die kecke Stimme des Schweizerkarl, der da lockend sprach: „Buberl, die Viertelstund' is um! und ich bin wieder da, um dich zum letztenmal z' fragen, ob du ...“

Was er weiter sagte, vernahm ich nicht mehr, denn es ward vom Hofe her durch ein Rasseln und Rollen übertäubt, das davon herrührte, daß der drunten den Leiterwagen, auf welchem er vorhin stundenlang wartend gesessen, nun mit seinen Händen unter mein Fensterchen schob.

Die behende, scheinbar mühelose Weise, mit der er das wenn auch leere doch schwere Fuhrwerk ohne weitere Hilfe herbeischaffte, forderte meine volle Hochachtung heraus. Ich versprach mir von diesen Armen und Schultern ein Erkleckliches für den, welcher auf der anderen Seite mich mit seinem Klopfen an der Thüre belästigte.

Der Wagen stand nun knapp unter dem Fenster an der Hauswand. Der Bauer schwang sich darauf und streckte aufrecht stehend beide Arme nach oben.

Die breitschultrige Gestalt mit den mächtigen Beinen mahnte mich an den großen Christoph.

„So, Zwergel,“ sprach er wohlwollend zu mir, „jetzt schau, daß i di derlangen kann!“

Der Schweizerkarl auf der anderen Seite hinter der Thüre sagte was anderes; aber wer achtete noch auf den!

Ich saß bereits rittlings im Fensterkreuz, hakte mich dann mit den Händen ans Brett und ließ mich nun der Länge lang ins Freie hinaus, wo mich die greifenden Finger meines Retters gerade zwischen Knöcheln und Waden erwischten.

Ich rutschte, während jener mich sorgsam auf seine Kniee gleiten ließ, mit den flachen Händen tastend am rauhen Bewurf der Wand herab, was gerade nicht wohl that; aber mit dem nächsten Atemzug stand ich auch wieder auf eigenen Beinen, schüttelte meinem hilfreichen Freunde dankbar die Rechte und sprang vom Wagen herab.

Der Andere schob denselben etliche Schritte weit in den Hof hinein, während ich mir den Mörtel von Aermeln und Beinkleidern klopfte, und sagte dann: „Wo hast denn den Schlüssel?"

„Da ist er!" antwortete ich, das vielumworbene Werkzeug aus der Tasche ziehend.

Der Bauer nickte. „Also komm!"

Und wir gingen in hastigen Schritten aus dem Hofe hinaus. Wie und wo, das weiß ich nicht mehr. Eh ich mich's versah, führte mich mein Freund an seiner Hand von der Straßenseite her ins Haus und durch den schmalen Gang der Zechstube zu.

In demselben Augenblicke kam Zenzi von der anderen Seite, drei oder vier Maßkrüge in der rechten Hand, daher und blieb, da sie uns sah, nicht wenig erschrocken vor der offenen Stubenthüre stehen. Die Helle, die aus derselben in den Gang fiel, beleuchtete das liebe Gesicht und die staunenden, weit offenen, blauen Augen und den lieben Mund, der sich schier weinerlich verzog und dabei doch zu einem Lächeln anschickte, als er sprach: „Du bist da, Stoffel?! Ja, grüß di Gott!"

Es klang bei aller Ueberraschung recht von Herzen.

„Ja, i bin da!" versetzte der große Christoph. „Und

da is noch einer! Der kleine Mann da, der dir etwas z' geben hat, weil er's versprochen hat.

Zenzi stellte die schweren Krüge vor sich auf ein Tischchen, das mit einem schrägen Fuß an der Wand stand, beugte, wieder bis unters Stirnhaar errötend, sich zu mir nieder, nahm den Schlüssel hastig aus meiner Hand und sagte wohl etwas zum Danke.

Christoph schnitt ihr das Wort ab, indem er nachdrücklich betonte: „Möchte doch jedermann, was er versprochen hat, so treulich halten, wie das Buberl da!"

Da hob das Mädchen, noch auf der Diele knieend, hoch die Stirn und sagte, die guten Augen fest auf den Mann mit der Hutschnur richtend: „Ich hab' mein Versprechen g'halten!"

„Dann is's ja gut!" erwiderte Christoph und gab ihr treuherzig die Hand und half ihr so auf.

Da knarrten die Stufen der kleinen Treppe und an den leeren Fässern vorbei, hinter welchen sich Zenzi und ich vor kurzem versteckt hatten, drückte sich, mit den runden Nasenlöchern in der Luft schnobernd, die blinzelnden Augen halb mit den Lidern gedeckt, voll Gift und Galle der Schweizerkarl in den Gang.

Ohne Zenzis Hand sofort fahren zu lassen, wandte sich mein Retter zunächst zu mir: „So, mein Bub, i dank dir schön, und jetzt gute Nacht! Mach, daß du g'sund heim kommst!"

Ich scharrte mit dem Fuß aus, konnte jedoch vor Spannung und Erregung kein Wort hervorbringen. Während ich aber fein sachte rückwärts trat, sah ich, wie sich Christoph nun den Hut aufs linke Ohr schob, die Fäuste herausfordernd in die Hüften stemmte und also zwischen den Schweizerkarl und die Zechstube auf kampfbereite Füße stellte.

„Geht di vielleicht das Mädel da was an, di?" rief er dem Maler zu. „Das möcht' i nur g'rad wissen."

Die vorhin so sanfte Stimme klang jetzt wie Trommeln und Pfeifen.

„Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig!“ entgegnete der andere nicht minder schneidig und trat dicht an den Gegner heran.

„Das werd' i dir glei zeigen!“ rief Christoph und die Stimme kippte ihm um vor Wut.

„Du bist mir just zum Lachen!“ rief Schweizerkarl.

„So! na wart, du Landstreicher!“

Da scholl Zenzis Stimme bitterlich klagend dazwischen. „Stoffel, ich bitt' dich! Mach dich nicht unglücklich! laß ihn gehn!“

Statt aller Antwort schob der junge Bauer die Geliebte mit dem rechten Arm zur Seite gegen die Stubenthür. Auf der Schwelle derselben erschien aber nun tobend und feurig der ganze Heerbann der zechenden Künstler und wollte dem Genossen gegen den Agrikel zu Hilfe kommen.

Dagegen lehnte sich jedoch der Wirt auf. Ein kleiner, untersetzter Kerl mit krummen Beinen, weißem Ringelhaar und roter Nase. Wie aus den Dielen herausgewachsen, stand er plötzlich vor seinen täglichen Gästen, die beiden Nebenbuhler im Rücken, und breitete gegen die Herausdringenden seine beiden Arme weit aus, als wollt' er das halbe Dutzend mit einem Griff umfassen und zurückhalten.

„Nix da!“ rief er ihnen mit entschiedenem Mute zu. „Laßt die Männer ihre Sach' untereinander ausmachen! Da hat sich niemand dreinzumischen. Ich leid's nit. Zurück da!“

So schob er sie wieder in die Zechstube hinein und pflanzte sich als Wache zwischen Zuschauerraum und Kampfplatz, während die beiden Zornigen wie Homerische Helden noch einige landesübliche Grobheiten miteinander austauschten.

In der nächsten Minute mußte der erste Schlag fallen. Sie rührten bereits mit den Ellbogen heftig aneinander.

Jetzt! ... Ich hätte mich nun gerade gern verweilt! jetzt hob die alte Schwarzwälder Uhr neben dem Kachelofen der Kneipe rasselnd aus, und feiner Glockenklang, der mir wie mit Nadeln in die Ohren stach, verkündete: halb elf!

Um Gottes willen, halb elf! Ich glaube nicht, vorher schon einmal so lange gewacht zu haben. Das fuhr mir durchs Gewissen und jagte mich auf die Straße hinaus, auf den Heimweg. Mochte hinter mir nun losgehen wer wollte und sich die zwei Liebhaber der schönen Zenzi die Hälse brechen nach Leibeskräften.

Ich lief und lief mit aller Hast der Stadt zu, hurtig die Sohlen hinter mich werfend, und wiederholte dabei immer nur den einen Stoßseufzer: Halb elf!

Da konnt' ich nicht mehr laufen. Ich mußte tief Atem schöpfen, lehnte mich an eine Hauswand und trocknete mir Stirn und Augen.

Von ferne hört' ich auf der menschenleeren, nächtlichen Straße ein Wägelchen daher rasseln. Bald war's nahe. Das Rößlein trabte munter dem Stalle zu, der Kutscher krümmte den Rücken und rauchte dabei und machte große Augen, als er einen kleinen Jungen auf den Fahrdamm springen und die Mütze schwenken sah.

Er schien es selber eilig zu haben, empfand aber doch Mitleid mit einem so kleinen Mann, der sich auf dem Heimweg verspätet.

Er lehnte sich zurück, zog die Zügel an und hieß mich in Gottesnamen aufsteigen.

So kam ich immerhin noch ein gut Stück früher, als verhofft, bis auf den Dultplatz. Hier trennten sich unsere Wege. Aber von da an war ich auch gleich daheim.

Mit welchen Gefühlen ich in meine Gasse einbog, sei hier verschwiegen. Die Mutter lag im Fenster und rang die Hände, wie sie mich sah. Der Vater stand mitten im Zimmer, da ich eintrat. Er war schon einmal auf der Polizei

gewesen, um sich zu erkundigen, ob kein Knabe auf dem Wege von Oberwiesenfeld nach der Stadt verunglückt sei. Großmütterchen zog mich in den Winkel, wo sie die ganze Zeit wimmernd gesessen, und weinte weiter auf mein widerborstiges Haupt.

Ich ward von allen Seiten mit Fragen bestürmt und ich antwortete mit der vollen Wahrheit, wie ich es gewohnt worden war von klein auf.

Der Vater kam in großen Zorn. Zum Glück war der gegen das gewaltthätige Malergenie noch größer als der gegen den eigenen Sohn, so daß jener diesen etwas in den Hintergrund drängte. Er wollte nur den Tag abwarten, um sich mit seinem Rechtsanwalt zu verständigen. Dieser Schweizerkarl mußte vors Gericht!

Mühsam nur gelang es der Mutter, den erbosten Mann von solchem Vorsatz abzubringen, indem sie ihn einsehen ließ, wie mein unnützes Abenteuer durch sein Verfahren unfehlbar zur Kenntnis der Schulbehörde gebracht werden würde, und niemand wissen könnte, ob die lehrhaften Mönche des heiligen Benediktus solch einen Zeitvertreib nachsichtig beurteilen möchten oder strenge.

Die Großmutter sagte gar nichts. Sie kümmerte sich weder um den heiligen Benedikt noch um den profanen Schweizerkarl, sie freute sich im Stillen, daß sie mich heil und ganz wieder hatte, und drückte mir des zum Zeichen verstohlen einen Silberzwanziger in die Hand, damit dieser heiße Tag doch nicht ganz unerfreulich für mich verlaufen möge.

Und damit kam ich endlich, später als je vorher im Leben, zu Bett.

Von jener Nacht an neigten meine Eltern immer mehr und mehr der Ansicht des Paters Ambrosius zu, daß solche Kerle wie wir, die den ganzen Tag herumtollten, den Besuch der Turnschule gar nicht nötig hätten. Und ich selber hatte geringe Sehnsucht mehr nach Oberwiesenfeld.

Ich wollte auch der Bavaria so bald keinen Besuch mehr machen.

Als ich das Monument einige Jahre später in seiner Vollkommenheit draußen auf der Theresienwiese aufgerichtet sah, wanderten meine Augen immer wieder zu jener Stelle, hinter dem Löwenkopf, wo die Falte sitzt, durch die ich einst in stillen Frühlingsnächten ins Innere des Kolosses gekrochen bin.

In die Gegend, wo das Wirtshaus der Zenzi stand, kam ich lange Zeit nicht. Als ich endlich einmal — es waren viele, viele Jahre seitdem verflossen — als ich endlich einmal wieder des Weges wanderte, und mir dabei die alte Geschichte meines ersten Abenteuers in den Sinn fiel, und ich nach der kleinen Kneipe suchte, fand ich das Haus halb abgerissen und etliche Männer sehr eifrig mit der gänzlichen Demolierung der alten Baracke beschäftigt. Rechts und links entstanden Villen und große Mietshäuser.

Der Stadtteil, in welchem vordem nur einzelne kleine Gebäude, meist Gärtnern und Milchleuten gehörig, sich befanden, ist nun dicht bevölkert. Unter der schönen Lindenallee rasselt die Pferdebahn dahin. Vom großstädtischen Kelleretablissement der Aktien-Löwenbrauerei strahlt das elektrische Licht.

So weit war man bei meinem Wiederfinden der alten Stätte zwar noch nicht. Der neue Stadtteil war eben erst im Entstehen begriffen. Als ich den Maurerpolier in ein Gespräch verwickelte, vermocht' ich den Namen des alten Wirtes zu erfragen, sowie den Ort, wo er und auch seine Nichte mit ihrem Manne jetzt hausten.

Anderthalb Stunden ungefähr vor der Stadt in einem angesehenen Marktflecken, wo der große Christoph daheim war. Ich brauche denselben ja nicht namentlich zu bezeichnen.

Aber ich ließ mich, da die Vergangenheit bereits mehr Wert für den Mann hatte, als für den Knaben die Gegen-

wart gehabt, ich ließ mich Zeit und Wanderung nicht verdrießen, und kehrte eines Sonntags draußen ein, wo die Zenzi nun schon seit Jahren ihr Wesen trieb.

Es war noch immer eine hübsche Frau. Nur sehr viel stattlicher als damals. Auch trug sie das blonde Haar in Zöpfen aufgesteckt, die Aermel schlossen fest am Handgelenk und das Kleid hoch am Halse. Sie trug sich städtisch und in ihrer Stimme war der energische Ton des Befehlens, wie er eben nach jahrelanger Regierung in einer großen Wirtschaft zur Gewohnheit und anderen Natur wird.

Christoph war ein schwerer Mann geworden, er hatte ein rotes Gesicht und zufriedene Augen. Er trug noch lederne Hosen und Kniestiefel mit Troddeln dran, wie dazumal, und sicherlich auch noch den zwiefach gebürsteten Hut mit goldener Schnur. Doch kann ich das letztere nicht beschwören, denn in seinem Eigentum ging er hemdärmelig und mit der Zipfelmütze auf dem Kopf.

Ich freute mich, die beiden lieben Leute so vergnügt und gesund zu sehen, hielt es aber für überflüssig, mich zu erkennen zu geben. Wer weiß, ob sie sich noch des kleinen Knaben erinnerten, der einmal in einer Sommernacht in der Jungfrau Kämmerlein sich eingesperrt hatte! Wer weiß, ob sie jetzt, da sie wohlhabende stattliche Leute geworden waren, sich noch gern daran hätten erinnern lassen. Auch waren sie so vollauf mit der Wirtschaft und ihren Gästen beschäftigt, daß sie zu Gesprächen über vergangene Tage keine Zeit gefunden hätten.

Aber an den Onkel macht' ich mich heran, der nicht viel anders als damals aussah, nur daß er keine Haare mehr hatte und mit ziemlich gebrochener Kraft auf der Ofenbank ritt und sich einen blauen Strumpf strickte.

„Ahnl!“ sagt' ich, indem ich ihm den Maßkrug bot, „haben Sie nit amal einen gewissen Schweizerkarl gekannt?

„Ei freili!“ sagte der Alte, riß die Augen weit auf

und kratzte sich mit einer der langen Stricknadeln an den Schläfen. „Ei freili! Wißt Ihr denn nit, daß das derselbe berühmte Maler is, der die großen Porträts ausstellt, wovon die Leut' so viel reden? G'sehen hab i zwar noch keins, aber sie müssen doch sehr schön sein. Ich hab's im Blatt gelesen. Und Professor is er ja auch!"

Er nannte mir einen sehr bekannten Namen und fügte noch ein übers andere Mal sich berühmend hinzu: „Ei freili, mit dem hab' i manches Maß'l über 'n Durst trunken! Ja, das war noch eine schöne Zeit!"

Den harten Kampf in jener Nacht schien auch er als eine unbequeme Erinnerung lieber vergessen zu haben. Ich aber freute mich von Herzen, daß sie alle gesund und gut versorgt waren, die Heldin und die Helden meines ersten, ach, so unschuldigen Abenteuers.

B., Januar 85.

Rezept für junge Frauen.



Als es zum erstenmal ruchbar wurde, daß Rudolf Wächter allen Ernstes daran denke, sich zu verheiraten, das machte großes Aufsehen in der Berliner Gesellschaft. Es sind jetzt an die zwanzig Jahre her. Berlin zählte damals noch um dreiviertel Million Einwohner weniger als heute, und jeder fand noch Zeit und Gelegenheit, sich um Thun und Lassen seines lieben Nächsten ausgiebig zu bekümmern. Nun gar in diesem besonderen Falle, wo es sich um eine so berühmte, so beliebte und — ich finde gerade kein zahmeres Wort für den derben Lebemann — um eine so berüchtigte Persönlichkeit handelte, wie Rudolf Wächter war! Berüchtigt ist wirklich nicht das rechte Wort. Der berühmte Maler war nicht nur einer der ersten Künstler unserer Zeit, er war auch ein fleckenloser Spiegel aller Ehren und ein ganzer Mann. Jawohl, ein ganzer Mann ... aber auch ein schöner Mann! Einer der schönsten Männer, die es je gegeben hat! Auf einem Körper voll Kraft und Ebenmaß ein charakteristischer Kopf mit gebogener Nase, freier Stirn, mächtigen Augen und mit reichlichem Haar überall, wo Haare hingehören. Obwohl seine Stimme ziemlich hoch — nicht selten ein klein wenig verschleiert klang, so war doch etwas Herzgewinnendes in ihr; ich möchte es menschenfreundlichen Uebermut nennen, fröhliches Selbstvertrauen, das niemand kränkte, und eine Thatkraft, die gewohnt war, lachend zu siegen. Er würde mit dieser Stimme die Menschen für sich eingenommen haben,

auch wenn er häßlich gewesen wäre. Und dabei war er, ohne alle Geckerei, eine echte männliche Schönheit! ... Nun ja, und da ging eben das Gerede, daß er sein Licht durchaus nicht unter den Scheffel gestellt, sondern zu jeder Jahres- und Tageszeit, was einem so begnadeten Sterblichen Götter, Menschen und gute Gelegenheit nur Erfreuliches bieten mochten, dankbar und unerschrocken genossen habe. Wenn seine Freunde so etwa nach Tisch unter sich blieben, erzählten sie manchmal in der That erstaunliche Geschichten von Rudolf Wächter. Und wenn er in einen Salon trat, steckten die jungen Mädchen die Köpfchen zusammen und tuschelten hinter den Fächern sich in die Ohren und wurden dabei feuerrot bis unter das Stirnhaar.

Und doch hatten ihn alle gern, die jungen Mädchen, wie die gestandenen Männer. Selbst der Neid der Fachgenossen wurde nicht laut gegen ihn. Er war gar zu brav und gut, hilfreich und treu, eine Zierde der Stadt und der Stolz seines Standes.

Aber daß er nach so vielen und so heftigen Stürmen doch noch sein Schifflein in den Hafen der Ehe steuern wollte, nun, da er schon etliche Jahre sich des Schwabenalters erfreute — das wollte den um ihre Mitbürger immer so redlich bemühten Vettern und Basen weit weniger eingehen, als alle seine tollen Streiche vorher.

Und nun gar mit wem! Mit Pamela, mit einem der schönsten und der reichsten Mädchen des Landes vom ältesten Adel und dabei von echter innerer Bedeutung. Die menschenfreundliche Muse der Tonkunst hatte sie gnädig angelächelt, da sie geboren ward. Und zu alledem war sie mindestens zweimal elf Jahre jünger als ihr vielgeliebter Bräutigam.

Na, wie's schon geht in der Welt! Acht Tage zerrissen sich die Leute die Mäuler ob der erstaunlichen Kunde. Als diese jedoch zur Thatsache gefestigt und gegen allen Zweifel

erhärtet war, freuten sie sich darüber ebenso laut, wie sie vorher gezetert hatten, und lobten den Himmel, in dem diese Ehe beschlossen worden.

Sie hatten auch allen Grund dazu. Ein schöneres Paar, zwei Menschen, die besser füreinander taugten, sind selten miteinander verbunden worden. Es freute sich, wer sie Arm in Arm über die Straße gehen sah.

Nur Wächters gute, alte Freunde, die freuten sich nicht recht. Sie sagten's nicht laut, oh beileibe nicht! sie gestanden es sich selber nicht recht deutlich ein; aber volle Freude über das Glück ihres Genossen, ihres Führers und Hauptmanns gedieh ihnen nicht. Gerade weil sie ihn so liebten, wollten sie ihn nicht verlieren. Und man mag sagen was man will: Heirat ist das Grab der Freundschaft.

Rudolf Wächter verwahrte sich mit aller Entschiedenheit vor jedem derartigen Verdachte. Er würde nie an alter Brüderschaft Felonie üben!

Lange genug allerdings, zu lange war der Künstler in dem lustigen Kreise eingerostet gewesen, so daß man begierig sein durfte, wie sich sein junges Eheglück und seine alte durstige Kumpanei miteinander vertragen und wer von beiden den kürzeren ziehen werde.

Es war eine bunte Gesellschaft von allerhand Geistern, die sich da im Laufe seiner vielen Junggesellenjahre um den berühmten Maler gesammelt hatte. Lebemänner jeden Alters und Berufes, die meisten Künstler: Maler, Musiker, Bildhauer, Schriftsteller; einige noch recht jung, andere schon ergraut, einige mit vielgenannten Namen, Beliebtheiten des Tages mit wohlerworbenem Rufe, andere, die ehrlich und täglich wie gewöhnliche Leute wirkten, andere, die es unter der Würde ihres gottbegnadeten Talents hielten, dem Geschmack der Mode mit sorglich überlegender Nachgiebigkeit zu huldigen, und es darum vorzogen, so wenig wie möglich zu arbeiten; einige, die immer volle Taschen hatten, andere,

über deren Subsistenzmittel die intimsten Freunde nicht mehr wußten, als daß sie ab und zu selber ein wenig dazu beitragen halfen; Witzbolde und Melancholiker, Coupletdichter und Gesichterschneider, Klaviervirtuosen und Couponabschneider, die verschiedensten Charaktere und Temperamente, aber lauter unverwüstliche Lebemänner, lauter Tischgenossen von jener Sorte, die vor Tag nicht heimfand, wenn ein frisches Faß angeschlagen wurde oder der Wirt zu guter letzt eine Schlummerbowle braute.

Der Wirt — er hieß Wustrow, Gott hab' ihn selig! — war seiner anhänglichen Gäste nicht ganz unwert. Er hatte selbst vor seinen eigenen, damals noch ungeeichten, Gefäßen so ausdauernd Sitzfleisch bewiesen, daß das Bänkchen schon mehr als einmal unter ihm gebrochen war. Aber die Versöhnlichkeit des Schicksals und die Hilfe seiner Freunde hatten es ihm jedesmal wieder ermöglicht, die Bude von neuem aufzuthun. Rudolf Wächter und seine getreue Schaar hatten jedesmal den Umzug mitgemacht, und sie waren zwischen Nacht und Morgen immer da zu finden, wo der alte Wustrow Fässer anschlug und Bowlen braute und seine Speisekarte mit den abenteuerlichsten Namen aufmusterte.

Also teilten sie sich in ihren Ruhm und hingen in Treuen aneinander, der Wirt und die Gäste. Und so es von einem hieß: „Er geht zu Wustrow“, da wußte man schon, daß er für die Gesellschaft so gut wie verloren war, denn es gefiel ihm nirgends so, wie in der regellosen Bequemlichkeit seiner Stammkneipe; er zog das wilde, geniale Treiben allem Glanz und Komfort des Salons und die gesalzenen Anekdoten und improvisierten Späße seiner Zechbrüder all dem süßen, eleganten Geplauder zwischen wedelnden Fächern und wedelnden Frackschößen vor.

Und nun sollten die zu Wustrow gingen ihren wertvollsten Mann, die Krone der Gemeinschaft, sie sollten Rudolf Wächter an jene andere Welt, an eine große, glänzende, feine

Welt verlieren? Quod non! Die Kumpanei war zum Kampfe entschlossen.

Die junge Frau wohl auch.

Zunächst kam es nun gar nicht zum Kampfe. Die Frage, welche von den beiden Welten den kostbaren Rudolf behalten oder gewinnen sollte, wurde vorderhand vertagt, denn der Maler packte am Abend nach seiner Vermählung sein junges Weib in ein Coupé erster Klasse und fuhr damit weit hinein nach Italien, das ihm schon vor zwei Decennien zur zweiten Heimat geworden, und kam nicht wieder, ehe Jahr und Tag verflossen war. In der Zwischenzeit behalfen sich die Freunde, so gut es ging, ohne Wächter, aber sie sprachen nicht wenig von ihm und freuten sich viel auf dessen Rückkehr, der sie, je länger sie auf sich warten ließ, mit um so größerer Spannung entgegensahen.

Und endlich — wie denn alles auf Erden, auch das Schönste und Beste ein Ende nehmen muß — erschien auch die letzte der sechzig Flitterwochen des verwöhnten Künstlers, und wo im Tiergarten oder unter den Linden ein Freund den anderen sah, da hieß es: „Rolf Wächter ist wieder da! Nun kann der alte Jubel von neuem beginnen!"

Er begann auch wieder. Und in der schönsten, ausgiebigsten, überraschendsten Weise, die keiner von den guten Gesellen sich hatte träumen lassen.

Der reisende Gatte mochte mit seiner Pamela wohl oft unterwegs von der lieben Vaterstadt und von allen denen, die ein jedes von beiden dort zurückgelassen hatte, geplaudert haben. In der Ferne, von sanftem Heimweh beleuchtet, mochte manches auch verführerischer dargestellt worden sein, als es wohl wirklich war. Und welche neuvermählte Frau wäre nicht begierig, ein Stück Junggesellenleben ihres Gatten in der Nähe zu betrachten, besonders wenn dasselbe den gestrengen Herrn so überaus lange zu fesseln gewußt hatte, wie es bei Pamelas stärkerer Hälfte der Fall gewesen war.

Kurz und gut, da Rudolf Wächter seinem lieben Weibchen begreiflich zu machen suchte, daß es endlich auch einmal in der Ordnung wäre, die treuen Freunde, mit denen er so manches Jahr seines Lebens verbunden geblieben, wieder einmal in ihrer lustigen Höhle aufzusuchen und diesen kund-zuthun, wie gut er's getroffen habe und wie so glücklich er sei, da zog die kluge Berlinerin kein Mäulchen und sagte nicht nein, denn es wäre ihr selber gegen die Ehre gegangen, wenn ihr Liebster vor den eingefleischt Ehelosen als ein Pantoffelknecht verschrieen worden wäre; da sie aber auch nicht die geringste Lust empfand, den Mann, der sie dreizehn Monate lang kein Viertelstündchen allein gelassen hatte, die halbe Nacht oder, was noch wahrscheinlicher war, die ganze Nacht entbehren zu müssen, so stemmte sie das mollige Händchen in die Hüfte, deckte die schönen Augen mit halb sinkenden Wimpern und sagte: „Ich möchte auch einmal die Leutchen beisammen sehen, die du mir so oft geschildert hast... Weißt du was? Nimm mich mit!"

Rudolf sah sein herziges Weib mit großen Augen an, dann schloß er die Lachende lachend in die Arme und fand den Einfall köstlich und noch niemalen dagewesen!

Botschaft war flugs entsendet, alle Vorbereitungen wurden in der Eile aufs beste getroffen, und als es Abends zehne schlug, ereignete sich das Unerhörte: eine Dame, eine echte Dame, eine Königin der Gesellschaft hielt ihren Einzug in das berühmte Stübchen der vielverlästerten Wustrowschen Wirtschaft, deren Ruf und Ansehen bisher dem des „Wilden Schweinskopfes" zu John Falstaffs Zeiten wenig nachgegeben hatte.

Wer beschriebe den Jubel des Empfanges, wer das allgemeine Entzücken, solch erlauchten Gast, das Wunderkind des Westens (W. der Hauptstadt nämlich), die unvergleichliche Lebensgefährtin des prächtigen Meisters zu beherbergen! Wer die Zahmheit der Wildesten, die Ritterlichkeit der Ge-

übteren unter den Pfleglingen Wustrows, wer die strahlende Verblüffung dieses Bowlen brauenden Musterwirtes selber!

Wer aber auch das Entsetzen von „ganz Berlin“, als diese neue Extravaganz ins Gerede kam! Eine Dame bei Wustrow! Pamela Wächter in der Kneipe! Schauder, Grauen und der jüngste Tag vor der Thüre!

Die Herrschaft des Münchner Bieres, die in den letzten Jahren auch im deutschen Norden den Besuch öffentlicher Wirtschaften den besseren und besten Ständen und hie und da auch den Frauen ermöglicht hat, lag damals noch in der Zukunft verschlossenem Schoße. Eine Dame bei Wustrow war eine unerhörte Thatsache, bei deren Kunde über alle von Rechts wegen dekolletierten Rücken eine Gänsehaut lief, bei deren unleugbar gewohnheitsmäßiger Wiederholung sich alle Mäulchen im Westen, Nordwesten und Südwesten Berlins auf das ausgiebigste zerrissen.

Manchen Schwestern in Christo that es ja ganz wohl, über diesen Geniestreich Pamelas, von der sich sonst mit dem besten Willen nichts übles oder auch nur unfreundliches sagen ließ, mit klatschendem Ingrimm herzufallen. Indessen auch ein unbefangen Wohlwollender durfte sich wundern, wie eine Dame von den vornehmen Gewohnheiten und dem ausgesuchten Geschmack Pamelas sich in dieser Tabagieatmosphäre und unter all den Rüpeln, Aufschneidern und Bierschweinchen, die neben besseren Elementen denn doch ihr vorlautes Wesen in Wustrows Stübchen trieben, gefallen mochte.

Vielleicht gefiel sie sich auch nicht und machte nur gute Miene zum bösen Spiel! Ach, was für eine gute Miene, eine süße, bezaubernde, verführerische Miene! Die ganze Menagerie lag ihr zu Füßen, und hätte Rudolf es nur gestattet, daß sein Weibchen jedesmal auf den Händen nach Hause getragen worden wäre, er hätte das Geld für die vielen Nachtdroschken sparen können. Jedenfalls kümmerte

sich Frau Wächter weder um das Geklatsche der einen, noch um die stillen Bedenken der anderen, ging unentwegt dahin, wohin ihr Mann ging, und beide waren lustig und guter Dinge. —

Bald nach dieser Zeit verlor ich durch allerhand Ereignisse, deren Erzählung nicht hierher gehört, Herrn und Frau Wächter, den alten Wustrow und seine hochgeehrten Pfleglinge aus den Augen. Jahre vergingen, in denen ich diesen und jenen wohl gesehen haben mag, gewiß auch den berühmten Maler und seine schöne Gattin; aber die Begegnungen waren flüchtig und ohne Folgen, wie sie denn auch keine Spuren in meiner Erinnerung hinterlassen haben.

Klar und leuchtend steht dies Ehepaar erst wieder in späteren Jahren vor mir, als längst ein wackeres Häuflein gesunder Kinder aus diesem glücklichen Bund entsprossen, und das Haus des Malers, auf dessen Ehrenscheitel es bereits alle üblichen und noch mehr Titel und Auszeichnungen geregnet hatte, unbestritten eines der angesehensten und vornehmsten der mittlerweile selber zur Reichshauptstadt entwickelten märkischen Metropole geworden war.

Ich befand mich auf einem der glänzendsten Feste, denen ich je angewohnt, auf einem der wenigen Feste im Leben, denen beigewohnt zu haben einen angenehmen Nachgeschmack im Gemüte zurückläßt. Ich stand auf dem kleinen altanartigen Empor über dem Atelier Rudolf Wächters, das die ganze Breite und Tiefe seines Hauses einnahm und heute zu einem Prunksaal ohnegleichen umgewandelt war. An den Wänden über alten französischen und italienischen Gobelins und echten persischen Teppichen grüßten die jüngsten Meisterwerke jenes begnadeten Pinsels, mächtige Vierecke mit lebensgroßen Gestalten in reich geschnitzten venetianischen Goldrahmen, manche nur halb vollendet. Von der hohen Decke sandten vielarmige Leuchter über glatten Bronzekugeln, wie

sie im siebzehnten Jahrhundert in den Kirchen Hollands beliebt waren, strahlendes Licht auf ein paar hundert auserwählter und geschmückter Menschen. Glänzende Uniformen, tadellose Fräcke und die wunderbarsten Damentoiletten unter einem Wetterleuchten von Diamanten und Ordenssternen, dazwischen blinkendes Silbergeschirr und irisierende Krystallgefäße voll lebender Blumen und darüber fächersträubende Blattpflanzen, verwitterte Standarten und uraltes Gewaffen.

Drei lebendige Botschafter europäischer Großmächte — und zwar mit ihren Frauen — zwei Hofmarschälle — wohlverstanden mit ihren Frauen — und eine wimmelnde Fülle von Aristokraten des Geistes und der Geburt, die berühmtesten Künstler, die umgänglichsten Gelehrten, sehr viele Maler, fast alle hiesigen Mitglieder der Akademie, fast alle Ritter des Ordens pour le mérite, sehr wenig Beamte, ziemlich wenig Litteratur, von der Börse, soviel ich mich erinnere, niemand, und von den alten Kumpanen aus Wustrows famoser Gastwirtschaft drei oder vier Ueberbleibsel, kluge Leute, die in beiden Sätteln gerecht sind, die in weißer Halsbinde sich nicht beklagenswert erscheinen und am Wirtstisch nicht vor der Zeit einschlafen.

Eben war Anton Rubinstein vom Flügel aufgestanden. Noch rauschten Beifallsrufen und Händeklatschen durch den weiten Raum, während der geniale Tonkünstler die langen Haarsträhnen über die perlende Stirne zurückschleuderte und nach einem stillen Winkel spähte, wo er sich von der Nervenaufregung des leidenschaftlichen Spieles mit einem Viertelstündchen Schweigen und einem halben Dutzend Cigaretten abkühlen möchte, und schon führt ein junger Mann in der schmucken Uniform eines der ersten Gardekavallerieregimenter eine der Primadonnen unserer Oper ans Klavier, um mit ihr ein Duett zu beginnen.

Der Lieutenant war weitaus der schönere Teil von

beiden, jedoch die Diva sang ein wenig besser als ihr Partner. Ich wurde übrigens im Zuhören gestört, da andere nach dem bevorzugten aber knappen Aussichtsplätzchen strebten, wo ich den unvergeßlichen Ueberblick genoß, und ich den Damen weichen mußte.

So befand ich mich unversehens einem der wenigen hier anwesenden Genossen von der Schreibfeder gegenüber, einem weisen Mann und geübten Feinschmecker in allen Genüssen des Leibes und der Seele, der mir vordem manch guten Rat erteilt und zu meiner Acclimatisierung an der Spree sein dankenswertes Teil beigetragen hatte.

Wir waren bald in ein munteres Gespräch über Menschen alter und neuer Zeit verflochten. Der breite Kübel einer ragenden Palme deckte uns eine sichere Nische. Auf einmal ging mir's durch den Kopf: „Wissen Sie noch, wo ich Ihrer Begegnung zum erstenmal gewürdigt ward, Herr Doktor?"

„O ja! bei Wustrow! Nicht so?"

„Gewiß! ... Das war ein Unterschied, damals und heute, hier und dort!"

„Teils, teils!" war seine Antwort. „Die Hauptpersonen sind dieselben. Er und sie für uns alle, und Sie und ich im besonderen für uns beide. Man stattet die Stücke jetzt etwas reicher aus als damals. Modegeschmack! Und wenn Ihnen das Stück gefällt, den Statisten sieht man nicht so genau ins Gesicht, ob es jedesmal dieselben sind oder andere."

„Mag sein," sagte ich. „Aber nach langer Abwesenheit fällt mir die Veränderung in der Umgebung unserer Hauptpersonen eben empfindlicher auf als Ihnen, der Sie immer neben Ihrem Jugendfreund Wächter gelebt haben... Nur eben, da Sie mich mit Ihrer Anrede beehrten, war mir's, als säh' ich über all der festlichen Pracht und dem eleganten Gewimmel in einer Luftspiegelung die rauchgeschwärzte

Kneipe des dreimal verkrachten Wustrow mit ihren glattgesessenen Roßhaarstühlen, ihren feuchten Tischen, ihren immer wiederkehrenden Scherzen, ihrer von exotischen Namen tätowierten Speisekarte, und inmitten einer widerborstigen Männermenagerie die reizende Frau Pamela, ein weiblicher Daniel in der Löwengrube, ein Ariel unter einer Herde von Kalibanen!"

„Das sollte nun freilich nicht allzu lange dauern!"

„Es schien auf ein Menschenalter mindestens angelegt."

„Von Rolf, ja! Aber der Mann denkt und die Frau lenkt."

„Amen! Aber wie fing es die merkwürdige Frau an, ihren Gatten von seinen anhänglichen Zigeunern zu entwöhnen?"

„Klug und geduldig. Zuerst also machte sie mit. Und tapfer und ausdauernd. Im Anfang thränten ihr freilich die schönen Augen in der herben Luft. Sie überwand's. So ging der eine Winter hin. Zwischen dem Wiedersehen lag ein mehrmonatlicher Landaufenthalt im Süden, wo Frau Pamela ihres Liebsten wieder still und verborgen nach ihrer Art sich freuen durfte. Zurückgekehrt in die Stadt, empfand die Glückliche einen Schauder vor dem Käfig Wustrows. Und als der erste Abend dort, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, nicht eben unterhaltend verlief, überraschte sie anderen Tags den Gatten mit dem Vorschlage, einmal Abwechselung in das Vergnügen zu bringen und die Kneipe statt in der alten räucherigen Bude Wustrows in ihrem eigenen behaglichen Heim abzuhalten.

„Gesagt, gethan. Ein munteres Rundschreiben verständigte die Genossen von der Neuerung. Einige waren darüber freilich so verdutzt, daß sie sich an jenem Abend mürrisch und weltmüde in ihren vier Wänden einschlossen und lieber gar nicht vor die Thüre gingen, als also ihren Gewohnheiten zu entsagen und sich in die Gefahren eines philiströsen Salons

zu begeben. Aber die meisten folgten der zierlich gezeichneten Einladung. Die Tafelrunde war dicht besetzt; von Wustrow war das Getränke gesandt, die Speisekarte war dieselbe wie bei Wustrow, und Frau Pamela, als Kellnerin verkleidet, machte die Honneurs dieser eleganten Zechstube.

„Das Entzücken von Alt und Jung können Sie sich vorstellen. Wächters Küche war denn doch eine andere, als jene, von der man kam, und Wächters Keller half bald den Eindruck seiner Küche verstärken. Die verfeinerten Genüsse, wie der vornehme Hausrat verwöhnten die lieben Gäste gar bald. Keiner dachte daran, sich in das alte Loch zu vergraben, wenn Rudolf seine Aufforderung ergehen ließ. Und das geschah des öfteren in der Woche. An den anderen Abenden aber empfand man den Unterschied so peinlich, daß die sonst so unentbehrliche Kneipe immer weniger und weniger besucht wurde, und daß die wenigen Getreuen dort weder die alte Lustigkeit verwichener Winter noch die neue der Wächterschen Reformära fanden. Der alte Wustrow starb. Einige sagten, aus Gram über seine Verlassenheit von besseren Elementen.

„Im nächsten Winter ward aus den Kneipabenden schon eine Abart von gemischter Gesellschaft, zu welcher jedesmal ganz regelrechte Einladungskarten ergingen. Schon wagte sich eine und andere Verwandte oder Freundin der Frau in die vordem so verschrieene Kumpanei. Dafür blieben von den Zigeunern einer nach dem anderen aus, soweit sie nicht geneigt waren, den Uebergang in die Salonfähigkeit mitzumachen. Ungenierte Gemütlichkeit war ja noch immer die Parole der Zusammenkunft, aber es war doch nicht mehr die alte Sache. Späße und Witze, wie man sie gern über den nassen Tischen im Knastergewölk hatte fliegen lassen, die machten sich doch nicht zwischen diesen mit gepreßtem Leder tapezierten Wänden, gegenüber einer Dame, die mit gespannter Aufmerksamkeit den Plauderer lorgnettierte oder tief in den

Fauteuil zurückgelehnt dem Witzbold gar nicht zuzuhören schien. Das Essen war ja vorzüglich, o, und die Getränke ganz ausgesucht, aber der feine Geist Pamelas schwebte doch über all diesen gebrannten Wassern und scheuchte allmählich die Unreinen fort, die sich nur in einem gesellschaftlichen Chaos wohlgefielen.

„Das Wichtigste war, daß zwar keiner der Freunde deutlich verabschiedet wurde, daß aber diese Gesellschaft sich nicht durch neuen Zuwachs ergänzte. Sie war im Hause Wächters selbstverständlich jedem Neuling verschlossen. Ohne Nachwuchs aber verkümmert jeder Verein.

„Was an neuen Bekannten dem schönen Hause nahetrat und von alten zu den lustigen Brüdern nicht paßte, ward besonders geladen. So gab es bald zwei Serien von Freunden, zwei Kreise, und es lag in der Natur der Dinge, daß der eine den anderen aufsog.

„Nach vier oder fünf Jahren blieb von der einstigen Garde nur ein halb Dutzend dem lieben Ehepaar treu, so viel etwa, als wir heute noch aus der Menge der Anwesenden herauslesen können. Frau Pamela war's zufrieden und ich glaube nicht, daß unser Freund Wächter die Abgefallenen vermißt."

„Ich auch nicht!" sagte ich lachend und wir wandten uns wieder dem Feste zu. —

Später dacht' ich manchmal darüber nach, ob der Tausch denn wirklich ein überall guter gewesen sei. Doch als ich einmal im Sommer das schöne Paar in einer waldversteckten Villa des Salzkammergutes fand, nur von ihren Kindern umgeben, nur für einander lebend, da ward mir klar, daß alle Geselligkeit, auch die glänzendste, für jene Herrlichen nur ein Spiel war, und daß der eine sich nur glücklich fühlte, wo sie, und die andere nur da, wo er war, und sie sich einander vollauf und fürs Leben genügten.

Fürs Leben! . . . Jawohl! Wenn nur das Leben nicht

so kurz wäre. Nach achtzehn Jahren zerbrach der unerbittliche Tod ein wundervolles Eheleben, das nie vordem ein Schatten getrübt hatte. Ein großer Künstler ließ den Pinsel seiner Hand entgleiten. Und in wehmutsvollen Moll-Accorden verklingt die heitere Erinnerung an Frau Pamelas Kriegeslist und Liebesglück.

B., August 81.

Wie der Wald verschwand.

Eine gewöhnliche Geschichte aus Süd-Tirol.



Erstes Kapitel.

Wunderschön und wundervoll war er, der Hochwald, der sich über den Wiesen hinterm Pfannenstiel aufbaute, ein überreiches Geschenk der jahrtausendelang still waltenden und sparenden Natur, ein Stolz des Besitzers, ein Segen der ganzen Umgegend, eine Freude unseres Herrgotts selber.

Wer jenes herrlichste deutsche Land, in dem des Südens wuchernde Vegetation mit der des Nordens zu unvergleichlichem Bilde sich vermählt, nie gesehen hat, dem ist schwer in Worten eine Vorstellung davon zu bereiten. An zerrissenen Ufern vertrockneter Ströme zu unterst verwilderte Auen, daneben und darüber die zierlich und kostbar in weiten Lauben gebaute Rebe. Türkisch Korn und deutscher Weizen, Obst in Hülle und Fülle, die Feige, der Pfirsich, Aepfel und Beeren aller Arten. In den Tiefgründen Erlen, höher hinauf schatten- und fruchtreiche Kastanien. Hier eine Gruppe mächtige Zweige rund ausladender Eichen; dort ein Bündel schwarz emporragender Cypressen. Zwischen alledem rauschende Brunnen, großquadrige Mauern, Villen, Schlösser und Ruinen. Und dahinter über behäbigen Einzelhöfen der Wald, der dichte, ragende, in die höchste Höhe reichende Nadelholzwald.

Sei gegrüßt, du Wunderwerk der Schöpfung, deutscher Wald!

Jedes Auge, das an dir hängt, wird erfreut; jede Brust, die in dir atmet, wird erquickt; und wer Augen hat zu sehen,

und Ohren zu hören, und Sinne, das leise, weise Weben und Walten der vorsorglichen Mutter Natur zu belauschen und zu verstehen, der braucht nicht erst tagelang zwischen den hohen Stämmen herumzuirren, um die vieltausend hilfreichen Kräfte zu vermerken, die sich hier rastlos und dienstbeflissen die Hände reichen, allein dem Menschen und seiner Wohnung und seiner Nährstätte zum Frommen.

Wirklich, kurzsichtiger Wanderer, du siehst nur Holz und Nadeln und allenfalls noch Rinde und Abfall aller Art von vergangenen Jahren über Wurzelknorren und Moos? Siehst du nicht dort ein Heer von Alraunen und Dryaden, oder wie die Waldgeister nur heißen mögen? In der That, du siehst nicht, wie sie die mächtigen lockenden Arme weit ausstrecken und damit die segengeschwellten Wolken anrufen und herabschmeicheln und zum Verweilen nötigen? Und siehst du die anderen nicht, die nach der Tiefe walten und weben? Siehst nicht, wie sie den Erdboden umklammern und erspartes Gut zusammenhalten, wie sie die Millionen Wurzeln recken und ineinander wirken, ein weites, starkes, Kraft und Saft erhaltendes Netz, in dessen unterirdischen Maschen die fruchtbare Erdschicht verwahrt wird, daß nicht der Sturm sie in die verwehenden Winde streue, und daß die bösen Geister, die unter der Erde lauern, sie nicht zerspalten, zerbröckeln, vergeuden können! Und auch von jenen anderen merkst du nichts, gemeinen Augen unsichtbare Brunnenleger und Wasserleiter, die durch meilenweite Strecken die rieselnde Feuchte verteilen und verbreiten und in günstige Rinnsale leiten, Quellen gründen und Halden befruchten!

Ach, ja doch, nun gewahrst du sie doch, die Röhrenlegerin Wurzel und den Filtrierer Moos, und wie Schuppen fällt's dir von den Augen, und immer tiefer und klarer wird dir der Einblick in die wunderbare, die rastlos betriebene Werkstatt der Natur.

Du atmest auf, du faltest die Hände, du dankst dem

Schöpfer und wünschest dem Menschen Glück, der im Schatten des Hochwalds hauset ...

Da, wie dir im wärmsten Bewundern und Entzücken das volle Herz aufgeht, fällt dir plötzlich durchs überraschte Ohr ein fremder, ein peinlicher, ein beunruhigender Ton ins Gemüt — wie ein Tropfen Schmutz in eine blanke duftige Schale fällt und daran die Freude verdirbt.

Der Ton erstirbt nicht, weil du dich darob ärgerst. Der Ton war schon lange da; du hast ihn nur überhört in deiner Freude. Und du merkst es an seinem gleichmäßigen, harten, dauerhaften Klang: Der wird so bald nicht weichen! Und weicht er einmal, ist auch die Freude, die hier dich beseligt, mit ihrer Ursache dahin. Das klingt so zäh und verbissen, wie der Holzwurm pocht im Getäfel, nur emsiger, nur beflissener, nur unermeßlich boshafter, als wollt' es immer wieder sagen: Ich nage, nage, nage, bis kein Bröcklein mehr vorhanden ist!

Unwillig mußt du horchen. Du hältst das Ohr nach rechts und links und spürst dem Klang nach und gehst hinaus aus dem Wald und hinab über die Halde bis ans Wasser und findest endlich, was so faucht und knirscht.

Wo Gott einen Wald hat wachsen lassen, da baut der Mensch eine Säge hin. Wo die Natur in Jahrtausenden ein Bollwerk für Feld und Weinberg und Garten angelegt hat, ein ungeheures Sparhaus ihrer Kräfte, eine Rüstung und Wehr der nährenden Erde, daneben errichtet eine Werkstatt der Verwüstung der Mensch und zwingt den Wasserlauf vom Berge, das Rad zu treiben, daran mit eisernen Zähnen das Eisen hin und wieder blinkt, welches Gottes Wunder zerschrotet und den Wohlstand weiter Ländereien, blühender Provinzen in einen Haufen Sägespäne verwandelt, mit denen der unaufgehaltene Wind und die entfesselten Fluten ihr Spiel treiben.

„Seit Jahrtausenden spar' ich für dich!" sagt die Natur zum Menschen.

Und der Frevler Mensch gibt ihr trotzig zur Antwort: „Was kümmert's mich, daß ich Enkel habe! Heute mir, morgen wieder mir, und nach mir die Sündflut! Amen!"

Da drückt die Natur ihr furchtbares Siegel auf den Willen des Frevlers. Das Siegel der Vernichtung, zäher, unerbittlicher, gründlicher Vernichtung. Sein Wille geschah.

Aber das Heute ist ja noch sein und das Morgen wohl auch. Der Hochwald grünt und rauscht und duftet. Des Himmels goldige Wolken ziehen segnend darüber hin. Die Blätter plaudern, die Vögel singen. Hie und da bricht ein Zweiglein ab und sein Laub schmiegt sich zärtlich ans schwellende Moos. Im Sonnenschein flattern die Falter und haschen einander im warmen harzigen Duft, der wie ein Balsam sich mit dem Atem der Blumen und Kräuter mischt. Wonniges Weben, entzückende Lust überall, und ein Hauch der Ewigkeit darüber, als könnt' es hier nimmer anders sein.

Neben dem weiten breiten Wald im Sonnenglanze scheint sich die kleine Blockhütte beschämt, wie ein ertappter Bösewicht, in den Schatten beiseite zu drücken. „Was kann ich unscheinbares Nagetier mit meinen wenigen eisernen Zähnen, dir, göttlichem Riesen von alters her, viel anhaben! Kümmere dich gar nicht um mich!" Das wollen die rußigen Stoßseufzer aus dem Maschinenschlote wohl sagen. Sie verpuffen in der strahlendurchwirkten Bergluft. Und schier kleinlaut tönt die Säge weiter ihr Rik-rak, Rik-rak, Rik-rak.

Der Atem geht ihr aus. Rik ... Ach nur noch einmal: Rak! ... Sie verstummt!

Es ist Samstag und die Sonne neigt sich gegen die Berge. Der große Feierabend der Woche bricht an.

Es ist, als wäre plötzlich ein ungeheurer Ruf zwischen Himmel und Erde ergangen, und Wald und Feld, Weinberg und Wiese, die Hütten und die Menschen, ja selbst alles Getier und Gewürm hielten einen Augenblick befangen still, um dem Nachhall des ausgesprochenen Wortes, das sie ver-

blüfft hat, abzuhorchen, ob es ein Wort des Segens oder des Fluches war. Schweigen rundum.

Die Strahlen der sinkenden Sonne legen die eine Seite der Landschaft unter ein flimmernd Netz von Gold. Lustiger qualmt der Rauch aus den Schloten. Die Maiskolben, die unterm Dachfirst an langen Schnüren traubenartig nebeneinander zum Dörren hängen, scheinen behaglich aneinander zu rücken, sich anzustoßen und eine Vesperplauderei zu halten. Dort und da kehren Arbeiter und Arbeiterinnen gegen die Höfe heim und aus Scheunen- oder Stallthoren treten breitspurig die drallen, wohlgenährten Knechte hervor, die schwarze Zipfelmütze auf dem wolligen Haar, die Hände in den Taschen der Lederhose, die kurze Holzpfeife zwischen den blanken Zähnen.

Da ist einer von ihnen langsam bis an den Waldrand gegangen, langsamer als es sonst Bauernart ist, und des öfteren stehenbleibend wie einer, der sich etwas schwerbegreifliches reiflich zu überlegen hat und dabei über allerhand Bedenken nicht hinauskommt.

Er faßt wie in ratloser Verlegenheit sich hinterrücks am Handgelenk und zieht die Schultern zurück und guckt mit seinen sonst lustigen Augen den Wald verdrießlich an. Wie er über all seinen schwierigen Gedanken den Mund öffnet, wäre ihm beinahe die Pfeife entfallen.

„Man sollt's kaum glauben!" sagte er und „es ist zu dumm!"

Noch einmal poltert's in der Säge auf: Rik-rak! wie einer im Einschlafen sein letztes Wort gedankenlos wiederholt.

Dem Knecht aber ist es zu Mut, als hätte die Säge gesagt: „Was geht's dich an!"

Er sieht das auch alsbald ein, kratzt sich hinter den Ohren und macht Rechtsumkehrt. Was geht's ihn an, einen armen Teufel, wie den Auer-Seppl! Er ist ja nur der Knecht des wohlansehnlichen Kajetan Pardatscher, Pfannenstielbauer

im Boznerboden. Und der Wald gehört dem Pfannenstielbauer, da hat der Knecht nichts dreinzureden, wenn er sich auch als verdorbener Förstersſohn in Alles, was grün ist, verliebt hat.

Die Gedanken freilich sind zollfrei. Nur muß man sie dann hübsch für sich behalten.

Der Auer-Seppl aber sieht da gerade zwischen Hof und Wald seines Bauern stattliche Tochter hergehen. Und richtig, es zuckt und drückt in ihm, er kann's nicht lassen und tritt ihr in den Weg und sagt ...

Ja, was sagt er denn? Jetzt stockt ihm doch das Wort auf der Zunge.

Herr Gott, sieht der Mensch dumm aus! denkt sich die hochmütige Bauerndirne. Sie lacht ihm ins Gesicht: „Warum haltst mich denn auf?"

Und nun poltert er heraus: daß es Sünd' und Schand' wär', den Wald, so einen Wald wie den da, hinzuopfern.

Die Marie-Anna lacht noch ärger als zuvor. „Sie werden ihn ja nicht gleich ganz verschicken, den großmächtigen Wald! Das Bissel Holzschlagen kann so ein Wald schon verwinden. Sie roden ihn ja nicht aus!"

„Nicht ausroden?!" sagt der Knecht und schaut die Uebermütige recht mitleidig an. „Das brauchen sie freilich nicht! das besorgt sich dann schon von selber."

„Ich versteh' dich nicht."

Er möcht's ihr gern deutlicher machen. Sie aber will nichts davon hören. Sie sagt auch, es ging' sie nichts an. Und sie sagt's dem Burschen so herrisch und derb, daß er das Wort auf der Zunge hinunterschluckt und auch nichts entgegnet, wenn sie ihn zum Schluß noch einen Waldfexen und verdorbenen Jägersbuben nennt.

Sie hat so eine eigene Art, mit ihm zu reden. Der Hochmut guckt ihr aus jedem Wort. Sie fühlt sich 'was besonderes und gibt das gern zu verstehen. Freilich, wenn

eine Tochter so einen Vater und der Vater den schönen Hof und den großen Wald hat, da kann man sich schon was herausnehmen. Und gar so einem armen Teufel gegenüber. Der Auer-Seppl arbeitet im Taglohn.

Er, der Narr, hört ihr dennoch gern zu. Was sie ihm sagt, gefällt ihm zwar nicht, aber die Stimme hat's ihm angethan. Die hört er gern, ob sie so oder so redet. Und wenn er die Stimme hört, kommt's alleweil wie Mitleid über ihn. Er möcht' ihr dann immer etwas schenken — er, der arme Teufel, der reichen Pfannenstielbauerntochter! — Weil er schon nichts gescheiteres hat, möcht' er ihr wenigstens einen guten Rat geben. Und weil sie gerade den nicht hören mag, vielleicht einen guten Wink.

Er fragt — und wieder ist's das Mitleid, das ihn seine Sprache dämpfen läßt — ob der Pfannenstielbauer daheim sei.

„Wie du heute daherredest!" antwortet das Mädchen und schlägt die schönen braunen Augen hoch auf, daß sie über den Wald hinaus in den weiten goldigen Himmel sehen. „Du weißt ja, daß der Vater schon eine Woche lang in der Stadt ist." Und langsamer fügte sie hinzu: „Um den Kaufvertrag mit dem welschen Lenz abzuschließen!"

„Mitnichten!" versetzt der Sepp barscher, als ihm lieb ist. „In Bozen ist der Bauer nicht! Und der Vertrag . . . der ist lang abgeschlossen. Dort siehst das Siegel drauf!"

Er wies mit lang ausgestreckter Hand nach der Säge hinüber.

Der Unmut stieg ihr blutrot in die Wangen. „Kommst du immer wieder mit der nämlichen Seccatur?" rief sie, drehte sich auf den Fersen um und wollte der Zwiesprach ein jähes Ende machen.

Der Auer-Seppel legte ihr begütigend die Hand auf den Arm.

„Rühr mich nicht an!" schreit sie, als hätt' er sich ihr

gegenüber vergessen. Aus ihrem Angesicht ist jede Spur von Freundlichkeit entwichen.

„Weißt du's denn nicht, wo dein Vater seit acht Tagen ist?“ sagt er dringender.

„Ich will's nicht wissen!“ gibt sie hoffärtig zur Antwort. „Von dir schon gar nicht! Morgen am Sonntag wird er schon da sein, wenn ihn einer braucht. Der Vater ist sein eigener Herr und der deine. Und damit Punktum!“

Sie ging und ihre Schritte hallten auf dem Kies, wie sie im Zorn so gewaltig auftrat.

„Sie hat doch gar einen zierlichen, stattlichen Gang!“ dachte der Auer-Seppl, wie er dem schmucken Frauenzimmer nachsah, dessen blanke Sohlen in regelmäßigem Takt abwechselnd hinter der Davonschreitenden sichtbar wurden.

Erst als sie eines Büchsenschusses Weite von ihm entfernt war, kamen ihm wieder andere Gedanken. „Nun, wenn sie's schon gar nicht wissen mag ... meinethalben!“ sagte er. Sobald er sie nicht mehr vor sich sah, ging ihm auch das Mitleid aus, mit dem ihr Anblick jedesmal sein gutes Herz rührte. Den Klang ihrer herben Worte noch in den Ohren, sah er neuerdings auf den gefährdeten Wald. In seinen lichtblauen Augen blinkte etwas auf wie der Hohn des armen Kerls, der an der Verblendung des Reichen seine natürliche Schadenfreude hat. Es war nur eine Sekunde; dann übernahm ihn wieder der Zorn. Der Wald war ja gar zu schön, wie er so in den hohen Himmel hinaufragte und dieser ihm mit der niedergegangenen Sonne eine Strahlenkrone um die obersten Wipfel wand, daß man meinen konnte, sie flammten alle auf in einem Riesenbrande, derweil durch die Stämme des unteren Endes schon die dichte Finsternis kroch und aus dem Walde heraus sich langsam über die Wiesen herwälzte.

Schon blinkte dort und da aus Gehöften ein Licht. Aber auf freiem Feld ist's noch ganz helle. Helle, still und

feierlich. Eine Glocke tönt jetzt von der Kirche her, obgleich der Seppl meint, das Abendläuten sei lang schon vorüber. In Tirol wird mehr als irgendwo von den Kirchtürmen geläutet.

Der Knecht zieht die Mütze von den blondwolligen Haaren. Und während er so seine Schritte zurücknimmt, denkt er bei dem frommen Klang an eines der letzten Worte der Marie Pardatscher.

„Morgen ist Sonntag, da wird der Vater schon zu finden sein, wenn ihn einer braucht!"

Jawohl, morgen beim Kirchgang wird er gewiß zum Vorschein kommen. Das Hochamt versäumt er nicht. Das wäre sündhaft und wider den Anstand und alle Ehrbarkeit. Und überdies leidet der Wirt um die Zeit keinen in der Gaststube!

Wie er dies in Gedanken vor sich sieht, gibt's ihm unwillkürlich die Richtung, wohin ihn seine Füße tragen sollen.

Wenn Joseph Auer auch nur ein Knecht ist, den der Wald und die Thorheit seines Brotgebers nichts angehen, er möchte doch wissen, ob er diesem nicht unrecht thut und ob's wahr ist, was man auf dem Hof munkelt, seit man den Pfannenstielbauern nicht mehr daheim gesehen hat. Heut Abend ist ja Feierabend; Fürwitz allein braucht ihn ja nicht nach der Schenke zu führen.

Er geht so hin und weiß selbst nicht recht, woran er denkt, und eine Vorstellung schiebt sich unwillkürlich vor die andere, ein Wunsch verdrängt den anderen, nichts hält fest in seinen Gedanken, bis er vor dem Gasthause „Zum süßen Löchel" halt macht, das nahe bei der Kirche zwischen Scheunen und Ställen vor sauberem Garten steht.

Es ist mittlerweile Zwielicht geworden. An allen Dingen hängen lange undeutliche Schatten, die in Schatten überzugehen trachten. Nur die Fenster des Wirtshauses

sind ganz hell und werfen den Widerschein ihrer glänzenden Vierecke auf die dunkle Straße hin.

Seppl scheut sich einzutreten. Er gehört nicht in die Stube, wo die Bauern sitzen, und drückt er sich auf der anderen Seite herum, so werden sie ihn hänseln, daß er ausgeschickt worden sei, den reichen Mann vom Pfannenstiel zu holen, der gar nimmer heim mag, seit er das famose Geschäft gemacht hat, so einem italienischen Holzwurm den prächtigen Wald zu verkaufen.

Er wird um dieses Geschäftes willen nicht etwa getadelt, sondern gelobt und vor allem beneidet. Besonders im Gasthaus. Hat doch der Wirt Grund genug, sich über derlei Ereignisse zu freuen.

Seppl, was geht's dich an!

Ja, ja! Aber wenn heut Abend abgeschafft wird und der Pfannenstielbauer findet nicht heim — wie er seit vorigen Sonntag gar nicht heimgefunden hat — und thut sich ein Leides? Er hat schon neulich seine liebe Not mit ihm gehabt.

Da steht er vor dem Fenster und guckt bescheidentlich durch die Scheiben.

Der wohllöbliche Kajetan Pardatscher, Pfannenstielbauer im Boznerboden, sitzt breitbehäbig drin, die Beine von sich gestreckt, die Ellbogen aufgestemmt, den großen, breitkrempigen Hut auf dem Kopfe. Ein halb Dutzend andere würdige Mannsen hocken um ihn herum und schauen ihm auf den Mund, der viel Kluges zu sagen haben muß, denn er ist des Redens noch nicht müde, obwohl die Augen nicht mehr zu sehen vermögen und ein und anderes Mal zufallen. Der Kopf sinkt dann nach, aber wenn nach wiederholtem Nicken das Kinn die Brust berührt, dann schnellen Haupt und Auge wieder in die Höhe und der Bauer haut mit der Faust in den Tisch, als wollt' er sich selber aufwecken. Dann hebt er das Gläslein mit rotem Wein hoch auf,

führt es langsamer an die Lippen und thut, als nippte er ein wenig. Er netzt aber die Lippen kaum und einen herzhaften Schluck mag er schon lang nicht mehr.

Er hat des Guten genug und zuviel. Er ist überhaupt von Natur kein Saufaus und kein gewöhnlicher Wirtshauskumpan.

Der Rausch kam über ihn, wie er das viele gemünzte Gold auf einmal vor sich sah. Der Weinrausch war nur eine Folge des Geldrausches. So viele „Marenghi" hatte der Pfannenstielbauer sein Lebtag noch nicht auf einem Haufen beisammen gesehen! Die blitzten ihn so verführerisch, so sinnverwirrend an, daß er vor Uebermut sich gar nicht mehr fassen konnte. Da mußte was außerordentliches geschehen. Da mußte ein Feiertag von ganz besonderer Dauer und Ausgiebigkeit gehalten werden. Das viele Geld! So etwas war ja noch gar nicht dagewesen! . . . Nein, noch niemalen! Aber es wird wiederkommen! Ja, sogar zweimal wiederkommen, denn diejenige Summe, welche er erhalten, war ja nur eine Anzahlung, nur das erste Drittel des im Kaufkontrakt ausbedungenen und zugestandenen Kaufpreises! . . . Noch zweimal soviel!! Hurra!

Wenn er daran dachte, da hätte der Pfannenstielbauer dem Erdboden einen so gewaltigen Tritt geben mögen, daß es ihn zehn Klafter hoch in die Luft schnellen sollte. So ein Reichtum war seiner Meinung nach etwas ganz unmenschliches! und ein besseres Geschäft hatte sicher kein Bauer hundert Meilen in der Runde weit gemacht. Der Kajetan Pardatscher war aber auch ein Prachtmensch. Geringschätzig sah er im Vollbewußtsein seiner Klugheit, seines Reichtums und seines Glückes auf das andere Menschengesindel in der Dorfgasse neben ihm. Darum unterblieb auch der Luftsprung und jede andere geräuschvolle Auslassung seines Uebermuts, die ihn vor dem geringen Pack herabgesetzt hätte. Er wußte, was Würde sei. Aber Luft mußte

sich die herzbedrückende, hirnverwirrende Freude denn doch machen.

Und darum trug er sie ins Wirtshaus und ließ auftragen und aufspielen und lud den und jenen heran und verkündete sein großes Glück und Verdienst und feierte das nach Gebühr und darüber. Daß er dazu eine volle Woche brauchte und dabei acht Tage nicht ausnüchterte, schien weder ihm noch seinesgleichen verwunderlich.

Nun aber war denn doch Feierabend geworden. Joseph Auer, der vor dem Fenster stand, sah die Lampen der Freude nur mehr trübe brennen; das Oel war verzehrt und die Dochte verkohlt; die Flämmchen gaben keinen Schein mehr und eine nach der anderen ging übel qualmend aus.

Der Wirt stellte sich taub, die Gäste versagten, die Spielleute wickelten ihre Instrumente ein, und wenn der Pfannenstielbauer an ein Glas rühren wollte, stieß er es in rauschigem Ungeschick um, statt es an die Lippen zu bringen.

Der Wein zerfloß zwischen Krumen und Scherben über der breiten Tischplatte hin. Ihrer etliche, die der Wirt, verdrießlich, weil nichts mehr verzehrt wurde, anschrie, strengten sich an, den weinschweren Bauern von der Bank zu heben. Es gelang aber nicht aufs erste Mal, aufs dritte Mal auch nicht und war eine dauerhafte Mühsal.

Da trat einer, der wohl im Vorübergehen den Joseph Auer vor dem Fenster lauern sah, in die Nacht heraus und sagte: „Komm herein, Seppl, es ist Zeit, daß du den Pfannenstielbauern heimbringst. Allzu leicht wird er dir das Geleit nicht machen.“

Max machte nicht mehr Umstände, als ein Livreekutscher macht, der vor dem Theater auf seine Herrschaft wartet und nun zum Vorfahren gerufen wird.

Pardatscher lud sich ihm mit dem rechten Arm über die Schultern und hielt sich mit der linken Hand krampfhaft an seinem eigenen Geldgürtel fest. So verlor er zwar

zuweilen das Gleichgewicht, aber niemals, auch nicht in der ärgsten Trunkenheit, welche die frische Nachtluft in ihm weckte, das Bewußtsein seines Reichtums und seiner Bedeutung.

Der Heimgang dauerte ziemlich lange und war nicht ohne Beschwer. Dafür erhielt aber Joseph Auer eine zwar nicht ganz zusammenhängende, aber um so ausführlichere Darstellung der Machtvollkommenheit eines Menschen, der über eine solche Menge von gegenwärtigen und zukünftigen Marenghi, will sagen: Napoleondor, zu verfügen hat, und einen Einblick in die vielen und großartigen Pläne, zu welchen der in Gold verwandelte Wald seinen spürnasigen Eigentümer verpflichtete.

Dem guten Sepp ward davon gar wirblicht im Sinn. Er glaubte, so wacklig das Piedestal und so verschnupft die Spürnase seines goldgepolsterten Herrn in dieser Stunde war, schier selber an die prächtige Zukunft, die dieser mit weintrüben Augen vor sich sah, und an die Berechtigung und Gerechtigkeit eines Verkaufes von solcher Bedeutung. Nur das eine fiel ihm störend auf, daß in dem mitgeteilten Plane die Hypotheken, die auf dem Pfannenstiel wie auf jedem anderen Bauernhof lasteten, mit keinem Worte bedacht waren. Kleinerer Schulden, die doch auch so mit untergelaufen, gar nicht zu erwähnen. Aber das waren eben Kleinigkeiten.

Im Osten ward's schon dämmerig. Der Bauer schnarchte bald so mächtig, daß seine Tochter droben in ihrer Kammer aus einem schönen Traum auffuhr. Und auch der Habenichts, der heute Nacht am Reichtum eines anderen so schwer getragen hatte, schlief endlich sanft und ruhig.

Als am anderen Tage der Pfannenstielbauer mit seiner stolz aufgeputzten Tochter zur Kirche zog, das war ein anderer Tritt und eine andere Haltung als etliche Stunden zuvor in der finsteren Nacht. Sie stiegen dahin, als wäre die Sonne nur um ihretwillen aufgegangen und als läutete

man mit den großen Glocken nur um ihretwillen. Die Bauern rechts und links fanden das ganz in der Ordnung und grüßten mit bewundernder Anerkennung den Schlauen, der an einem Tage so viele Goldfüchse einzuheimsen verstanden hatte und die volle Geldkatze mit solcher Würde trug.

Weniger erbaut von dem sauberen Handel schien der Pfarrer, der drinnen in der Kirche auf die Kanzel stieg, der schlichte, nachdenkliche Mann, der kein irdisch Gut über Gebühr achtete und selber weder Tausch noch Handel trieb. Aus diesen Augen redete warme Menschenliebe; diese ernsten Züge hatten Nachdenken und Entbehrung in sein jugendliches Antlitz gelegt. Er liebte die seiner Seelsorge befohlene Gemeinde und wußte was ihr frommte. Der Gewinn des Einzelnen ließ ihn gleichgiltig. Den Handel, der den Pardatscher schwindlig gemacht, hielt er für ein Verbrechen an der Gemeinde.

Freilich durfte er seinem Unmut nicht an heiliger Stätte Worte geben. Der Pfannenstielbauer war ja nach geltendem Recht mit seinem Eigentum verfahren. Aber im Allgemeinen durfte er davon reden, daß der Mensch seinen Reichtum nicht für sich allein erhielte und mit Gottes Erde und den Schätzen der Natur nicht nach eitel Willkür schalten dürfte, als gäb' es nach ihm keinen Berechtigten mehr, der Anspruch an ihn und ein Urteil über die Folgen seines Thuns hätte. Er sprach mit glühendem Herzen und traf auch manches Herz in der Gemeinde, die da zu ihm aufhorchte. Keines tiefer als das des armen Auer-Seppel, der ganz hinten unter dem kleinen Volk, zwischen Tagelöhnern und Bettelleuten, die rauhen Hände faltete und salzige Thränen über die knochigen Backen laufen ließ.

Auch dem Pardatscher vorne, dem feisten Pfannenstielbauern im Boznerboden, der schwer und breit im altererbten Kirchenstuhle seiner Familie saß, wäre die Predigt sicher ans Herz gegangen. Nur schade, daß er in aller Stille da

vorne schlief und von dem herrlichen Sermon nichts hörte, als die Evangelienstelle zu Anfang und das Amen am Schluß.

Ein Doppelrausch, wie der seinige, war in einer Nacht nicht auszuschlafen. Und um ihn an Leib und Seele völlig zu ernüchtern, brauchte es ein derberes Aufrütteln, als es der gute Pfarrer von der Kanzel herunter vermochte.

Zweites Kapitel.

In den Werktagen, die jenem Sonntage folgten, gingen die Dinge weiter ihren Lauf nach der Richtung, die ihnen durch den Kaufvertrag des Pardatscher mit seinem Italiener gegeben worden war. Die Säge, die im Zernagen der hohen Bäume nicht müde ward, arbeitete Tag und Nacht. Wer näher an den Wald herantrat, hörte das fleißige Schlagen wie ein Hammerwerk pochen, und wer auch weit davon stand, der sah den Berg von oben nach unten die langen, langen Stämme der Reihe nach hingelegt, wie die Linien eines Feldbataillons, das feindliche Kugeln Mann für Mann nebeneinander hingestreckt haben. Immer weiter, immer tiefer fraß die Verwüstung. Schon sah der Berg wie ein halbgeschorener Pudel aus. Aber nicht wie ein gutgeschorener, sondern wie so ein armer Hund, den eine rohe Faust mit ihrem schlechten Schermesser bis aufs Blut gekratzt hat. Es jammerte und fröstelte einen, wenn man den lieben Berg ansah, so erbarmungslos hatten ihn die Holzschläger zugerichtet.

Nur einer schaute dem Zerstörungswerke mit einer wahren Ungeduld zu. Das war der Narr, der Pardatscher selber. Er hätt' am liebsten die eigenen Hände drangelegt, um die Verwüstung zu beschleunigen. Er konnte seinen Holzreichtum

nicht rasch genug loswerden. Und das hatte freilich seinen guten Grund. Oder eigentlich sogar mehrere Gründe.

War der Wald erst zu einem gewissen Teil abgeholzt, so mußte der biedere Italiener endlich das zweite Drittel des Kaufpreises erlegen. So groß und hell die Freude über den Empfang des ersten gewesen, sie hielt nicht so recht vor. Und zwar darum nicht, weil das, was die Freude hervorgerufen, das bare lachende Geld nämlich, sich dem Empfänger unter den Händen rascher als dieser für menschenmöglich erachtet, verringert hatte.

Nicht, daß er es vergeudet hätte. Gott bewahre! Aber wozu hat denn einer sein Geld, wenn er nichts davon hat! Freude will Schall. Und beim Bauern gar lauten Schall. Man mag seines Reichtums wegen doch auch angesehen werden. Also muß schon etwas draufgehen. Und dann gab's dies und das zu kaufen für sich und das Haus, was man eigentlich schon lange brauchte. Hier eine Verbesserung und dort eine Verschönerung. Der Bauer hatte es ja dazu; warum sollt' er's denn nicht geben! Dann das häufige Fahren in die Stadt, wo der Advokat, bei dem der Vertrag schließlich rechtsgiltig gemacht worden war, doch des öfteren gefragt werden mußte, wie's anzufangen, den Käufer zu kürzeren Fristen zu verhalten! Der Erfolg war freilich immer der nämliche. Aber man fuhr doch nicht so ritsch ratsch hin und wider, ohne Aufenthalt und Zehrung. Für einen Mann, der sich seiner Würde und seines Vermögens bewußt war, wie der Pfannenstielbauer, für den hätte sich so ein zaghaft Hin- und Widerschleichen ganz und gar nicht geschickt. Da mußte auch was draufgehn. Schon der Ehren halber.

Wenn er dann nach Tagen wieder heimkam, war's doch unumgänglich, daß man über das, was der Advokat gesagt, und all das, was man sonst in der Stadt erlebt und auf dem Wege gesehen hatte, ein mannhaft Wörtchen von sich gab.

Wo das? Nun eben im Wirtshaus. Wo denn sonst? Wo hat man so viele, so standesgemäße und so aufmerksame Zuhörer, wie im Wirtshaus! Wer sich da einmal hineinsetzt, am Werktag besonders, wo's nicht ein jeder kann, der läuft auch nicht im Handumdrehen wieder weg, sondern bleibt fest hocken und hört mit offenem Maul und Augen lang zu.

Merkwürdig, was die Gewohnheit nicht aus einem macht und wie leicht man sich eine Gewohnheit beilegt! Früher war's dem Pfannenstielbauern gar nicht so notwendig gewesen, dort einzukehren, wo unser Herrgott den Arm in die Gasse streckt. Jetzt fehlte ihm ordentlich was, wenn er nicht gute Zeit im „süßen Löchel" verbrachte. Allerdings war er dort auch sehr angesehen.

Neues zu bereden gab's auch. Im Wald kam ja bei dem Holzschlagen alle Tage was vor. Und was einem Mann, wie dem Pfannenstielbauern nicht sonst alles begegnete! Na!

Von Allem, was ihm begegnete, redete Kajetan Pardatscher freilich nicht mit seinen Weinbrüderlein. Er mochte nicht. Mit gar niemand redete er über gewisse Vorkommnisse. Nicht einmal daheim. Mit wem auch daheim? Die Weibsleute verstanden nichts von solchen Sachen. Und die Mannsbilder hatten dem Bauern Respekt und Gehorsam zu bezeigen, nicht ihm Rat zu geben. Dazu war der Advokat in der Stadt da. Und ob der wirklich gescheiter als der Pfannenstielbauer war, darüber waren dem letzteren in letzter Zeit des öfteren Zweifel, bittere Zweifel aufgestiegen.

Sollte man's glauben, was da in der Stille vorging! Jetzt, wo Kajetan Pardatscher so reich war, wie noch nie, wo er die blanken Marenghi haufenweise vor sich sah und es ihm vorkam, als säß' er bis an die Achseln im Golde, jetzt ließen sich's die dummen Menschen einfallen, ihm die Hypotheken, die auf seinem Hofe, wie auf jedem anderen lasteten, zu kündigen. Jawohl! Eine nach der anderen wurde ihm aufgekündigt! Solange er nichts gehabt hatte,

d. h. nichts als den alten Wald, der ihm schier nichts eintrug, da rührte sich keiner. Nun er das starre Holz in rollendes Gold verwandelte, war's, als hätten sie sich allesamt wider ihn verschworen: Der Anton Egger, Bachbauer in Rentsch, bei dem er Gevatter gestanden, geradeso wie der Aaron Lewi, den er gar nicht kannte und auch nicht kennen lernen wollte, und nun gar auch der Graf Fuchs oder vielmehr des Grafen Verwalter, und dieser nicht mit anderen Worten wie jene. Warum sie nur alle miteinander auf den elenden Einfall kamen! Der Christ wie der Jude und der Adelige wie der Bauer! ... Wer wird da noch lange fragen, warum? Aus Neid über das prächtige Geschäft! Das war doch klar!

Aber er wollt' ihnen auch den Bettel vor die Füße schmeißen, daß es krachte! Sowie nur das zweite Drittel bezahlt ist, dann sollen die was erleben! Der Pfannenstielbauer braucht keine Hypotheken auf seinem Hof. Und wenn er doch welche haben will, weil's ihm so passen mag, dann braucht er nur die fünf Finger auszustrecken und die Hypotheken sitzen fest auf seinem Hof und andere als diese da, unkündbare, zu geringerem Zinsfuß! Pah!

Darum wird er sich nicht kümmern. Darauf setzt man erst recht ein Gläsel Siebeneichener Wein und schwemmt den Aerger hinunter. Basta cosi! sagt der Italiener.

In Haus und Hof geht freilich nicht Alles so, wie's gehen sollte, wenn der Bauer hinter der Thüre stände. Das Auge des Herrn macht die Kühe fett, sagt die Schrift. Manchmal, wenn Kajetan Pardatscher gerade nicht ins „süße Löchel" gefunden, gibt's wohl ein Himmeldonnerwetter und schlagt auch bei dem und jenem, der in Saumsal sündigt, kräftig ein. Aber die Schande nachher bessert den Schaden, der voraufgeht, selten aus. Und manchmal wieder ist das Auge des Herrn so trübe, daß es kein Huhn fett machen könnte, geschweige gar das liebe Hornvieh.

Der Auer-Seppl sieht das alles wohl mit an, denkt sich auch sein Teil dazu. Aber er ist an die wunderliche Wirtschaft nach und nach gewöhnt worden, und meint es oft gar nicht anders zu wissen, als daß das Holz zum Schlagen und der Wald zum Versilbern auf der Welt ist.

Nur zuweilen, wenn der Pfannenstielbauer so recht fest im Wirtshause sitzt und die Knechtschaft gar zu früh Feierabend macht, geht er wohl noch hinauf gegen den Wald und verfällt in alte Gedanken.

Es ist nur mehr der halbe Wald. Ach, nicht einmal der halbe mehr!

Schon auf der Brücke bleibt Seppl ein Weilchen stehen. Wer guckt nicht gern in fließendes Wasser!

Rauschend und schäumig kommen die Wellen von den Bergen daher. Das sind nicht träge schleichende Bäche, die da zusammenfließen, und sie wälzen sich nicht wie die Müßiggänger dem schönen Land Italien zu.

Die hurtigen Wogen rollen mächtige Sägeblöcke thalwärts und sie dulden keinen Aufenthalt. Die meisten Hölzer springen denn auch gar lustig dahin und lassen sich von den brausenden Fluten, die ihnen in stetem Gemurmel bald schmeichelnd, bald scheltend zureden, schieben und tragen, wie's gerade kommt ... Manche scheinen es sogar recht eilig zu haben, aus dieser Enge des Bergthals, wo sie so lange in Ehren bei ihresgleichen gestanden haben, hinauszukommen in die weite breite Welt. Sie schießen unter der Brücke nur so durch. Heidi! Das nimmt eine rasche Fahrt! ... Andere machen etwas Umstände und stellen sich ungeschickt. Es ist ihnen aber kein rechter Ernst. Wenn ihnen so eine ungeduldige Woge derb in die Seiten prallt, stellen sie sich wohl einmal auf den Kopf oder übertorkeln sich; dann ist aber auch der Ehrgeiz geweckt und sie schießen den Vorgängern nach, als gält' es, dieselben im Wettlauf einzuholen.

Ihrer etliche jedoch, die wollen durchaus nicht davon.

Die Wellen mögen brummen und zanken und vor Wut schäumen, die widerwilligen Blöcke fügen sich nicht in den eilenden Schuß. Sie lassen sich hin und her stoßen, es ist doch kein Fortkommen mit ihnen. Und wo sie ans Ufer rühren können, da bohren sie sich ein und rennen sich fest und wollen durchaus nicht weiter. Es ist, als ob sie hinten ausschlügen gegen die erbarmungslos treibende Flut. Und die spritzt und stäubt auch, gut getroffen, gar jämmerlich zur Seite. Man kann Blöcke sehen, die, wenn sie nur irgend ein günstiges Winkelchen im Ufer gewonnen, das ihnen den Rücken gegen den Feind deckt, sich stundenlang, halbe Tage lang verteidigen, um nicht die Heimat zu verlassen, auch nachdem man ihnen die Wurzeln abgesägt hat, die sie mit der nährenden Erde verbanden.

Was hilft's! ... Der Uebermacht, die, so viel Wellen auch zerschellen, immer mit frischen Kräften auf sie eindringt, müssen sie endlich dennoch weichen.

Wenn aber das Wasser es durchaus nicht allein fertig kriegt, die Hartnäckigen von dannen zu zwingen, so schickt es ihresgleichen gegen sie vor, wie man ja auch Tiere abrichtet, um Tiere zu erbeuten, und wie der Mensch gern gegen den Menschen Schergendienste leistet. Da holt der Fluß so ein paar dienstwillige Blöcke herbei gegen den Widerspenstigen. Die kommen angerannt wie die Sturmböcke. Piff, paff! geben die's dem Kameraden auf den Kopf. Den wirbelt's um, die Widerstandslust vergeht ihm, die beiden nehmen ihn in die Mitte und da geht's nun weiter selbdritt zu Thal. So bald wird der hartbelehrte nicht wieder Umstände machen.

Was liegt daran, wie die Rekruten eingetrieben werden! Ueber kurz oder lang kommen sie doch auf einen Fleck. Dort pflockt man die Sägeblöcke zusammen zu einem Floß und weiter geht's von dem Eisack in die Etsch in Reih' und Glied, eine Masse, darin kein einzelner mehr einen Willen hat.

Der Auer-Seppl steht gern auf der Brücke und wird

nicht müde, den wandernden Blöcken zuzusehen. Es ist ein Schauspiel, so gut wie ein anderes. Man kann dabei sich allerhand Gedanken machen. Und das gerade freut ihn, ohne daß er sich's klar bewußt wird, an dem sonst so unerfreulichen Geschehnis. Das ins Wasser gucken und sich dabei Gedanken machen ist ihm eine Gewohnheit geworden, wie dem Pfannenstielbauern das Wirtshaussitzen und Advokatenbefragen.

Ja, gewiß, manche wunderlichen Einfälle und absonderlichen Vorsätze wären jenem gar nie gekommen, wenn er die „Museln" (so nennen die Tiroler ihre Sägeblöcke) nicht auf ihrer Wanderschaft beobachtet hätte.

Ueber den Bergen wohnen auch Leute!... Reisen ist oft nur ein schwerer Entschluß; einmal im Lauf, bringt man sich weiter, man weiß nicht wie!... Hartes Holz kommt leicht fort ... Hartes Holz ist überall von Nutzen ... und anderswo oft mehr als daheim ... Was im Walde, wo es gewachsen ist, nicht viel beachtet wird, gedeiht in der Fremde, anders gestellt, oft zu hohem Ansehen ... Reich geboren werden, macht manchen dumm ... Und was dem einen zum Schaden, ist einem anderen meist zum Vorteil ...

Wie der Auer-Seppl eines Sommerabends sich wieder einmal über die rauhe Stange beugte, die dem Steg als Geländer diente, und sich aus den davonstrudelnden Wassern bleibende Gedanken fischte, klopfte ihm plötzlich eine Hand auf die Schulter. Der Italiener, welcher den Wald gekauft hatte und nun so gnadenlos abholzen ließ, stand neben ihm, lachte zuthunlich und guckte nun auch ins Wasser.

Es war ein kleiner Mann mit unruhigen Zügen und überlauter Stimme; durchaus nicht glutäugig und dunkelhaarig, wie man sich den Südländer gemeinhin vorzustellen beliebt; sondern mit halb blondem, halb grauem Haar und zwischen lederfarbenen Wangen und borstigen Brauen ein

Paar klare, festblickende, stahlgraue Augen hin und her bewegend.

Signor Lorenzo Fantinato, kurzweg „der welsche Lenz“ genannt, ging in abgeschabten Kleidern von verblichenem braunem Wollsammet auf ausgetretenen Stiefeln, die nicht für ihn gemacht schienen. Seine Wäsche war nicht fein und sein Hut machte ihm keine Ehre. Aber auf der Brust trug er eine lange goldene Kette zur Schau und an den Fingern ein halb Dutzend oder mehr ziemlich augenfällige, wenn auch nicht gerade kostbare Ringe.

„Gut swimmen Museln!“ sagte der welsche Lenz zu seinem Nachbar und blinzelte mit vergnügten Blicken bald das Holz im Fluß und bald den Mann auf der Brücke an. „Famose swimmen! Corpo della madonna, was für schöne Baum! . . . Gelt ja, lustik!“ Er lachte, daß ihm das Zwerchfell zitterte, über die Kapriolen, die zwei dicke Sägeblöcke um das Brückenjoch aufführten.

„Mir kommt die Sache nicht so lustig vor,“ versetzte Auer kleinlaut. „Ich habe den Wald von Kindesbeinen an lieb gehabt und mir wird was fehlen, wenn der Berg so ratzenkahl geschoren sein wird wie eines Einsiedlers Glatze!“

„Nix ratzenkahl!“ antwortete stirnrunzelnd Lorenzo Fantinato. „Gott laßt Holz wachsen zum Bauen, zum Schiffen, zum Brennen, zu lauter nützlichen Sachen. Aber nicht, damit ein Wald steht und Maulaffen feil hat und nach und nach verfault! Dummheit!“

Der Knecht zuckte die Achseln.

Der Italiener fuhr um so heftiger fort: „Wald ist auf Berg gewachsen. Wird wieder auf Berg wachsen. Immer wieder. Una richezza senza fine! Ein Reichtum ohne Ende! Nur gescheit sein und geduldig!“

O, du verfluchter Schwindler! dachte sich Seppl, und einen Augenblick kam ihn die Lust an, den verlogenen Kerl übers Geländer ins Wasser zu schmeißen, wo ihm der erste

beste seiner daherstrudelnden Blöcke gar bald Hören und Sehen vertrieben hätte. Aber die Anwandlung ward sofort von christlicher Ueberlegung verdrängt. Wehmut erfüllte ihn, wenn er sich die verwüsteten Halden in ganz Tirol, wenn er sich das abgeholzte Gebirge rechts und links vorstellte und sich dabei des Jammers erinnerte, den sein Vater, der Forstmann, seiner Zeit schon bei den ersten sachten Versuchen solchen Waldmordes ausgestanden hatte. Er ließ den welschen Lenz reden, der noch immer das Thema von „gescheit und geduldig" behandelte und zu dem Schluß kam, daß Seppls Herr, der Pfannenstielbauer, weder gescheit noch geduldig sei.

Der Knecht besann sich, ob er gegen diesen doppelten Vorwurf nichts wirksames zu entgegnen hätte. Er besann sich aber, da ihm gar nichts einfiel, etwas zu lange; so lange, daß der Kajetan Pardatscher selber darüber des Weges daher kam. Der hatte von der Anwesenheit des Signor Fantinato gehört, der ihm die zweite Rate des Kaufpreises noch immer nicht bezahlt hatte, und war in den Wald gegangen, ihn zu suchen.

Nun er den Italiener gefunden, ließ er ihm auch gar nicht viel Zeit zu Entschuldigungen und Erklärungen, sondern faßte ihn mit lauten Worten an und bewies ihm und dem beiseite stehenden Knecht, wie sehr der welsche Lenz mit seiner Behauptung recht gehabt habe, daß der Pfannenstielbauer weder gescheit noch geduldig sei.

Er geberdete sich wie ein Rasender und verlangte, daß ihm der Italiener das schuldige Geld noch in dieser Viertelstunde, hier auf dem Fleck, und bis auf den letzten Napoleondor auszahle.

Der edle Signor Fantinato zeterte nicht leiser als der Bauer; aber wer genau zuhorchte, der konnte wohl merken, daß sein Zorn nur ein Theaterzorn war, daß er innerlich bei den herzaufregenden Anklagen des gefoppten Tirolers ganz kalt blieb und mit ausweichenden Worten und falschen

Beteuerungen eine Scene spielte, darin er seinen Part lange auswendig wußte.

Der geriebene Gauner hatte nicht zum erstenmal einen Wald gekauft und abgeholzt; er wußte, auf welche Weise die Bauern hier im Lande zu födern, zu fangen und zu prellen waren; er wußte das so gut, wie wenn er nie etwas anderes in der Schule gelernt hätte.

Der biedere Pfannenstielbauer im Boznerboden, den die Geldnot empfindlich auf die Nägel brannte, erboste sich gegenüber der aalglatten, fischkalten Nichtswürdigkeit des italienischen Kaufmanns immer mehr und mehr. Je länger der Zank dauerte, desto öfter hörte man die Worte „Advokat und Richter" bei ihm wiederkehren. Und als sie endlich mit den gröblichsten Beleidigungen auseinanderfuhren, war der Pfannenstielbauer nicht klüger und Lorenzo Fantinato nicht ärmer geworden.

Dem Auer-Seppl that der erhitzte Bauer leid. Er hatte ihn lange nicht so aufmerksam betrachtet und mußte finden, daß sich der stattliche, lebensfrische Fünfziger in der letzten Zeit auffallend verändert hatte. Die Wangen waren aufgedunsen, die Augen trübe, die Unterlippe schlaff und die Stirn voll roter Flecken. Die Stimme kreischte in den höchsten Tönen, wenn sie nicht heiser klingen wollte. Wenn er ruhig sprach, war's ein leises Murmeln, das man schwer verstand. Wenn ihn etwas ärgerte, überkam ihn der Zorn mit solcher Heftigkeit, daß man meinte, der Schlag müsse ihn in der nächsten Minute rühren.

Um Haus und Hof kümmerte sich der Pfannenstielbauer immer weniger. Er redete fast nur noch von dem Wald und dem welschen Lenz, von dem großen Prozeß, in dem er diesen zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit zwingen, und von allerhand Projekten, in deren Ausführung er nachher das erstrittene Geld verdreifachen werde.

Er fuhr denn auch ein übers andere Mal in die Stadt,

führte dort viele und langwierige Unterhandlungen mit seinem Advokaten und verbrauchte so, fern von seinem Heimwesen, viel Zeit und viel Geld. Lorenzo Fantinato hatte sich selbstverständlicherweise auch einen Advokaten genommen, durch den er erklären ließ, daß die bislang abgetriebenen Stämme nicht die bedungenen Dimensionen, nach dem Venetianer Maße gemessen, hätten, weshalb schon aus diesem einen Grunde ein Abzug vom Kaufpreise gemacht werden müsse, ehe er mit dem Gelde herausrücke. Ueberdies entspräche die Qualität der Stämme nicht dem im Wirtshaus „Zum süßen Löchel" abgeredeten Vertrag. Es sei zuviel wurmstichiges Holz und es seien auch zuviel Windbrüche darunter, so daß man eine Menge Wipfel nicht als Ruderstangen verwerten könne. Endlich seien die Modalitäten der Bezahlung seinerzeit im Wirtshause „Zum süßen Löchel" gar nicht so, wie im Vertrag stünde, beschlossen worden. Der Pfannenstielbauer sei der italienischen Sprache nicht mächtig, der gebrauchte Dolmetsch habe nicht richtig verdolmetscht, deshalb wolle aber er, Lorenzo Fantinato, nicht bemüßigt werden, mehr zu halten, als er je versprochen hätte, oder auch nur zu versprechen Willens gewesen wäre.

Der angestrengte Prozeß ging denn nun seinen Gang. Da die Einwendungen des welschen Lenz in der That nicht viel taugten, er überdies als ein unzuverlässiger Kunde gerichtsbekannt war und Kajetan Pardatscher seinen Anspruch leicht beweisen konnte, so ward das zweite Drittel des ausbedungenen Kaufpreises in nicht allzu langen Fristen erstritten.

Da kehrte Kajetan Pardatscher wie im Triumph nach Hause zurück. Er kam sich ordentlich gewachsen und gekrönt vor, als er auf seinem Wagen fahrend in der Ferne den Berg erblickte, der einst seinen Wald getragen hatte, und nun, zu drei Vierteilen abgeholzt, in grellem Sonnenschein gegen Himmel starrte.

Der Pfannenstielbauer nickte gar stolz hinüber, als wollt'

er dem italienischen Holzhändler bedeuten: „Mit mir hättest du nicht anfangen sollen, Ränke zu spinnen! Mit mir ist nicht zu spaßen! In Kajetan Pardatscher hast du deinen Meister gefunden, welscher Gaudieb! Und das von Rechts wegen!"

Auf dem Hofe kamen ihm begreiflicherweise die Seinigen mit großem Respekt entgegen. Der Bauer war sehr herablassend. Er hatte jedem aus der Stadt etwas mitgebracht, damit er sich nicht umsonst freue; war aber im Uebrigen nicht redselig. Er hob sich seine Trümpfe fürs Wirtshaus auf.

Nachdem er sich von seiner Tochter hatte die Hand küssen und vom Auer-Seppl die Stiefel ausziehen lassen, machte er sich auch gleich auf den beliebten Weg „Zum süßen Löchel".

Dort ward er mit dem gebührenden Jubel, ja mit wirklichen Trompeten und Klarinetten empfangen. Der Wirt hielt ihm zu Ehren eine kurze Ansprache. Und dann nahm der Pardatscher das Wort für längere Zeit.

Daheim ward er vor dem nächsten Kirchgang nicht wieder gesehen.

Lorenzo Fantinato sah ihn niemals wieder.

Um die Lieferzeit genau innezuhalten, waren die Sägen verdoppelt worden. Man verschonte weder Stamm noch Stämmchen. Man schlug nicht nur das überständige Holz sondern griff auch in den Bannwald über. Das stand zwar nicht im Kaufvertrag und hätte man dazu auch mit einem schweren silbernen Händedruck die Erlaubnis nicht erhalten. Aber danach fragte der Käufer wenig. Er ließ schlagen, soviel er brauchte, und ließ es darauf ankommen, ob man ihn für den Forstfrevel werde Strafe zahlen lassen. Ward auch dieselbe im höchsten Ausmaße über ihn verhängt, er bezahlte sie leicht, denn er war sicher, bei dem Handel das Vierfache zu gewinnen.

Davon erfuhr der Pardatscher nicht einmal etwas. Denn, wie schon gesagt, Käufer und Verkäufer sahen sich nicht wieder. Wozu auch? Der Pfannenstielbauer hatte es ja nun erprobt, daß die Gerichte nicht umsonst auf der Welt seien und daß man Kaufkontrakte nicht für das Belieben betrügerischer Halunken mache. Der Pardatscher hielt es tief unter seiner Würde, in den Wald zu gehen und, wie er sagte, den Holzschlägern nachzulaufen und auf die Finger zu sehen. Signor Fantinato hatte seinerseits nicht das leiseste Bedürfnis, im Wirtshaus „Zum süßen Löchel", wo der Pfannenstielbauer seine beste Zeit verbrachte, noch einmal zu erscheinen.

Der Magen des welschen Lenz war nicht anspruchsvoll. Er nährte sich von Polenta, jenem schlichten Brei aus gesottenem Maismehl, welchen seine Arbeiter immer für mehrere Tage ordentlich und sauber voraus bereiteten, und trank er einmal Wein, so trank er vom billigsten „Rötel" ein wenig, mit Wasser vermischt — es wäre denn, daß ihn jemand zu Gast geladen hätte, wie anfangs wohl der Pardatscher selber gepflogen. Da forderte es schon die Artigkeit, dem Wirt Bescheid zu thun. Und niemand war von größerer Artigkeit, als Lorenzo Fantinato, wenn es nicht gerade Schwierigkeiten im Geschäft zu beseitigen gab.

Kajetan Pardatscher in seinem „süßen Löchel" vermißte nun freilich den überwundenen Widersacher durchaus nicht. Ihm hing der Himmel wieder voll Geigen — obwohl der Himmel in Wahrheit jetzt meist voll Wolken hing. Aber Wolken haben ja rasch veränderliche Gestalt! Warum soll nicht, wenn sie ein froher Zecher betrachtet, die eine und andere zuweilen die Form einer Baßgeige annehmen?

Kajetan Pardatscher ward immer lustiger. Er wollte auf der Höhe seiner Siegerfreude von keiner lästigen Mahnung gestört werden. Also weg mit allen Sorgen! und eingeschenkt! Es ging immer höher her.

Je besser des Pfannenstielbauern Laune ward, desto schlechter ward das Wetter. Laß es regnen! Schenk Ueberetscher Wein ein!

Drittes Kapitel.

In einer schwülen Gewitternacht, als drinnen im „süßen Löchel“ der rote Kalterer in Strömen floß und draußen der Sturm auf den Wolkengeigen ein furchtbares Konzert aufführte, kam der Auer-Seppl windelweich geregnet und matt von Hunger, Durst und Anstrengung in den Pfannenstiel zurück.

Er war zwei Tage vom Hofe weggeblieben. Der Bauer hatte es nicht gemerkt. Schon aus dem einen Grunde, weil er bei dem schlechten Wetter selber nicht nach Hause gegangen war. Aber der Marie Pardatscher, die schandenhalber und notgedrungen in des Vaters Abwesenheit so dergleichen that, als führte sie das Regiment im Pfannenstiel, war die Ungehörigkeit nicht entgangen.

Sie war noch wach und auf, da der Hund anschlug, den der Auer-Seppl zu beschwichtigen Mühe hatte. Aber aus dem leisen Einschleichen war nun doch nichts geworden.

Die Thüre ward von erboster Hand aufgestoßen und vor dem Knecht stand die Bauerntochter. Der Schein einer kleinen Petroleumlampe ließ ihre zornroten Wangen noch ärger glühen und zeigte recht deutlich die Entrüstung in ihren Augen und um den feinlippigen Mund.

„Da schaust, Moidl! (Moidl = Marie.) Du noch auf so spät!“ sagte der überraschte Knecht in verlegener Gutmütigkeit. „Dich hat wohl das arge Wetter nicht ruhen lassen?“

„Sag lieber die ärgere Unordnung hier im Haus!“ versetzte jene mit herbem, herrischem Ton.

Der andere ließ zwar den Kopf hängen, aber er antwortete mit sanfter Ruhe, wie wenn er um seine Meinung gefragt worden wäre: „Da hast leider recht, Moidl, die Wirtschaft könnt' schöner sein."

„So? Meinst du das? Nun, dann kannst dich darauf verlassen, daß ich der Unordnung den Garaus machen und die nichtsnutzigen Knechte, welche glauben, es sei kein Herr im Haus, eines Besseren belehren werde."

Der Seppl sah verwundert auf und der Zornigen in die Augen. Wieder that's ihm das Mitleid mit der eitlen Tochter eines so schwer verblendeten Vaters an und ohne deß ein Hehl zu haben sprach er: „Du, Moidl, du willst das alles richten?!"

„Ja, das will ich und das werd' ich!" gab jene zurück in flammendem Zorn. „Und damit du's nur wissest, pflichtvergessene Burschen, die vom Hofe weglaufen, wann sie der Mutwill treibt, und heimschleichen, wann sie ausgetobt haben, die können wir hier nicht brauchen. Mit dir mach' ich den Anfang. Du hast hier nichts mehr zu schaffen und kannst gehen!"

„Muß es gleich sein?" fragte Seppl so ruhig und so mitleidig wie zuvor.

Moidl gab keine Antwort. Es entstand eine Pause, darin nur der Regen, der aufs Dach prasselte, und der sausende Wind, der um den Hof herum heulte, das Wort führten.

„Bei dem Wetter jag' ich keinen Hund vor die Thür, geschweige einen Menschen — auch wenn er's nicht besser verdiente!" sagte des Pfannenstielbauern Tochter und kehrte ihr Gesicht ab und dem Knechte den Rücken zu.

„Ich dank' dir auch schön für den Aufschub," versetzte dieser. „Lang soll er nicht währen. Bis morgen früh nur. Und weißt, für entlassen hab' ich mich schon ohnehin gehalten und mich demgemäß heut früh droben auf dem Ritten ver-

dungen, wo man für viel Arbeit starke Leute braucht und gut lohnt."

„Ist das eine Art, aus dem Dienst zu laufen?"

Joseph Auer zuckte die Achseln und sagte, so sanft er's vermochte: „Wo kein Herr, ist auch kein Dienst. Für das, was hier geschieht, sind der Knechte ohnehin zuviel. Müßige Mäuler fressen euch noch arm vor der Zeit. Hast selbst gesagt, daß hier keine gute Wirtschaft ist. Keiner weiß, wo er seine Sach' anpacken soll. Es fehlt der Befehl und fehlt das Beispiel. Und Lohn gibt's ja auch keinen mehr ..."

Die Pardatscherin fuhr auf.

„Sei nicht bös, Moidl!" rief der Knecht, ehe das Mädchen zu Wort kam. „Was kannst du dafür! Aber der Bauer findet aus dem Wirtshaus nimmer heim. Vor lauter Prozessieren und Weinzapfen hat er das Arbeiten verlernt. Und: ‚Wie der Herr, so die Knechte!' sagt der Herr Pfarrer. Ich aber will arbeiten! Ich hab' in Bozen drin eine alte Mutter, die ihre Hände vor Gicht nicht lange mehr wird brauchen können. Ich muß arbeiten! Und um das nicht zu verlernen und um nicht mitansehen zu müssen, wie's weiter hier gehn wird ... darum hab' ich mich heut morgen anderweit verdingt."

Der Klang seiner Stimme war bei den letzten Worten wider Willen wärmer geworden. Das Mädchen fühlte, was diese Stimme, die vor verhaltener Erregung zitterte, an guten und bösen Worten verschwieg. Es kam der Augenblick über sie, in dem auch der Hartnäckige, welcher sich lange mit Willen getäuscht hat, plötzlich in unwiderstehlicher Klarheit die drohende Lage vor sich sieht, in der er sich befindet. Aller Hochmut fuhr wenigstens auf etliche Minuten von ihr aus und kleinlaut sagte sie: „Morgen schon willst du fort?"

„Das Gescheiteste wird's sein!" antwortete Seppl.

Sie fühlte wohl, daß er nicht gerne ging, und daß er's

gut mit ihr meinte, wußte sie auch. Aber ebendarum verdroß es sie, daß der einzige Mensch, der noch Anteil an ihrem Schicksal nahm, sich von ihr wenden konnte, da dieses sich zum Uebel neigte. Er sollte nicht glauben, daß ihr darum leid sei. Mit erzwungenem Lächeln sprach sie: „So geh mit Gott! . . . Wir werden wohl auch ohne dich bestehen. Der Pfannenstiel ist nicht auf Sand gebaut. Und wenn's dich freut, den Teufel an die Wand zu malen, ich glaube darum doch nicht, daß er kommen wird."

Sie nahm die Lampe wieder zur Hand und wollte hinweg.

Auer-Seppl legte ihr die Hand auf den Arm und sagte bittend: „Warum gehst du im Unmut? Wie kannst du denken, daß es mich freut, wenn's euch schlecht geht?! Ich hab's ja gut bei euch gehabt! Und daß ich dir das Blaue vom Himmel herunterholen möcht', wenn's dir gefallen thät', daß ich dir alles erdenkliche Glück wünsche, was es nur auf Erden gibt, das weißt du ja ohnehin! . . . Verstell dich nicht! Ich will dir nichts sagen, was du nicht hören darfst. Und auch nichts, was . . . du nicht hören magst. Schon gut! Ich weiß ja, daß ich ein armer Teufel bin, den euer Glück und Geschick gar nichts angeht. Und ich weiß auch, daß ich nach aller Wahrscheinlichkeit meiner Lebtag ein armer Teufel bleiben werde. Denn wer nichts hat, der kriegt auch nichts dazu . . . Ich weiß auch, daß du, Moidl, eine stolze Bauerndirn' bist, die einzige Tochter deines noch viel stolzeren Vaters, und daß du dir auf sein groß Ansehen und sein vieles Geld und seinen schönen Hof nicht wenig zu gut thust. Aber ob das immer so bleiben wird, noch lange so bleiben wird, das, Moidl, weiß ich nicht bestimmt. Daß du über Jahr und Tag noch für reich gelten und dich selber dafür halten wirst, nein, Moidl, ich glaub's nicht. Das Schicksal, dem dein Vater entgegengeht mit verbundenen Augen, es ist ja heutzutage kein seltenes mehr im Land Tirol. Du kannst die

traurigen Beispiele mit Händen greifen in der Nachbarschaft. Der Huiselenbauer in Wangen und der Oberhammer in Rissian und der Thalebauer in Leitsch und der und jener dazu, sie haben auch mit dem Abholzen angefangen mitten im Glück, bis ihnen von dem Wald nichts übriggeblieben ist als ein Stecken zum Betteln. Die gewöhnliche Geschichte! Dein Vater macht's ihnen nach ..."

Das war der stolzen Dirne denn doch zuviel. Sie hatte noch vor kurzen Tagen in des Vaters Truhen einen Haufen Geld gesehen. Sie hatte gehört, was der Pfannenstielbauer ihr dabei gesagt hatte. Sie mußte jetzunder laut auflachen.

„Lach nicht!" sagte Seppl, „oder besser ja, lach mich aus, und Gott mög' es geben, daß du deiner Lebtag herzhaft lachen kannst über die schwarzsichtige Prophezeiung, die ich dir da just vorgeschwätzt habe. Recht hast; es wird, es soll nicht so kommen! Du mußt ja Glück haben! ... Aber ..."

Er stockte, als wär's ihm Not, frisch Atem zu schöpfen und Mut zu fassen, und dann fuhr er kleinlaut und doch so treuherzig im Reden fort: „Aber wenn's denn doch einmal schief gehen sollte ... wenn du ins Unglück wider Verhoffen hineingeschoben wirst und dir keiner hilft, dann denk, daß ich auf der Welt bin, und sei nicht zu stolz, dir von dem armen Auer-Seppl die Hand reichen zu lassen."

Dabei riß der Pardatscher Moidl denn doch der Geduldsfaden ab. Sie schlug ein Gelächter auf, daß die Scheiben klirrten und ihr Angesicht blutrot anlief. Verächtlich warf sie die Worte hin: „Du überspannter Narr, bist wohl unterwegs mehr als einmal in Wirtshäusern untergestanden, damit du nicht bloß von außen naß würdest! Da hast wohl im einen oder anderen deinen Verstand stehen lassen! ... Na, Gott tröste dich! Und hebe du deine schöne Hand für wen anderen auf, als für mich. Denn wenn's auch schlimm über mich kommen sollte, so schlimm soll's nie kommen, daß ich ... zu dir ..."

Sie konnte vor Lachen nicht weiterreden.

Seppl sah ihr betroffen auf den Mund. Daß sie gute Meinung so übel aufnahm und, kaum aufgerüttelt, bei solchem Anlaß gleich wieder in den väterlichen Trotz und Hochmut zurückfiel, das erboste ihn; er wollte ihr mit harter Antwort dienen und dann ihr gleich ein für allemal ade! sagen.

Sie ließ ihn aber in ihrer übermütigen Laune nicht zu Wort kommen und schaute ihn dazu so herabwürdigend an, als sollt' er ganz klein werden vor ihrem Blick.

Auer-Seppl sah ein, daß seine Gutmütigkeit auf undankbaren Boden fiel, und hatte solcher Zwiesprach genug.

„Du solltest dich in die Seele hinein schämen!" sprach er, derweil sie noch immer lachte und gar nicht auf ihn achtete. „Du verdienst es nicht, daß dir ein braver Kerl ein gutes Wort gibt! Gute Nacht!"

Er wandte sich unwirsch von ihr ab, riß die Stubenthür heftig auf und wollte hinaus.

In demselben Augenblick aber entstand ein so wunderliches, nie gehörtes Rauschen, Rieseln und Poltern, daß der Auer-Seppl, wie versteinert vor Schreck, die Klinke in der Faust, zwischen Thür und Angel stehen blieb und der Moidl alles Lachen verging.

„Jesus, Maria und Joseph!" schrie sie, „was ist denn das?"

Die kurz vorher noch so übermütige Dirne zitterte am ganzen Leibe. Die Thränen traten ihr in die Augen und die Hände griffen unwillkürlich ineinander.

Das Rascheln, Dröhnen und Poltern dauerte noch eine Weile fort. Seppl hatte die Erstarrung des ersten Schreckens abgeworfen und wollte hinaus. Aber Moidl bat um Gottes willen, sie jetzt in ihrer Herzensnot nicht zu verlassen.

Er war nicht von denen, die sich für ein herbes Wort des Hochmuts an einem Weib in Todesangst rächen. Er redete der Entsetzten begütigend zu, sich zu fassen, und

machte ihr begreiflich, daß ihrer beider Sicherheit ihn eiligst fortzugehen und nachzusehen zwänge.

Der seltsame Lärm draußen war nun verstummt. Moidl sagte leise zu dem Burschen, daß sie um keinen Preis der Welt allein im Hause bliebe und willens wäre, ihn zu begleiten.

Seppl war's zufrieden. Das Mädchen machte Licht in eine Stalllaterne, die auf dem Hausflur in der Ecke stand, warf den wollenen Rock über den Kopf und trat hinter dem Auer in die Nacht hinaus.

Der Regen hatte nachgelassen. Der Wind fegte scharf vom Gebirge her. Ueber den Weg rieselte das Wasser in braunen Strömen. Ueber den Wiesen braute der Wasserdampf wie fahler Nebel. Man konnte nicht weit ausblicken, obwohl die ärgste Finsternis der Nacht schon gebrochen war. In der nächsten Umgebung des Hofes schien Alles, wenn auch triefnaß, doch in gewohnter Ordnung zu sein. Die Ursache des kürzlich vernommenen schrecklichen Getöses ward den beiden nicht so rasch klar.

Schon wollte Seppl seine Gefährtin glauben machen, daß sie sich in der Aufregung geirrt und irgend ein unbedeutendes Geräusch, das der heftige Wind verursacht, für ärger genommen hätten, als es zu nehmen war.

Da kam ihnen auf Büchsenschusses Weite das Licht einer anderen Laterne entgegengesprungen.

Bald darauf erkannten sie, daß ein Mensch, der sich eine Pferdedecke übergeworfen hatte, die Laterne in weit ausgestreckter Hand trug, und dann, daß es einer von den beiden Ochsenbuben des Pfannenstielbauern war, ein junges Kerlchen, das vor etlichen Monaten aus dem Nonsthale herübergekommen war und noch immer wenig deutsch verstand. Die Laterne schwankte heftig in der nassen Faust des Laufenden und von der rauchenden Wiese spritzte das Wasser auf, wo immer sein flüchtiger Fuß aufs Gras sprang.

Sein Gesicht sah verstört aus, als hätt' er etwas entsetzliches gesehen.

Moidl und Joseph eilten dem Kommenden entgegen. Der aber vermochte nicht sogleich, wie er stillestand, zu sprechen. Sein Atem flog und seine Kniee wankten. Er faßte mit der freien Hand des Auer-Seppls Arm, um sich aufrecht zu halten. Erst nach einer Weile des Verschnaufens versuchte er, sich den beiden in seinem Kauderwelsch verständlich zu machen.

Moidl begriff ihn nicht. Aber des Auers böse Ahnung war ein guter Dolmetsch. Sie machte seinem Verständnis die fremdartigen Worte leicht und unter Fragen und Antworten ward alsbald die traurige Wahrheit klar.

Der heftige Regen, der wider Gewohnheit in dieser Jahreszeit andauernd und reichlich niedergegangen war, hatte droben im Gebirge eine freigelegte Waldstelle unterhöhlt und unterwaschen, bis sie mit ganzen Bäumen, mit Strunken und Klötzen, mit Steinen, Erdreich und Geröll losgespült worden und im Abrutschen alles im Wege Stehende durchwühlend, zermalmend und mit sich fortreißend, eine verderbliche Last, zu Thale gerollt war, und von des Pfannenstielbauers Walde kommend, auf einer der Wiesen des Pfannenstiels liegen blieb.

Der arme welsche Junge hatte nicht anders geglaubt, als die ganze Welt ginge zu Grunde, wie es plötzlich Felsen, Moos und Aeste zu regnen begann und die warme Nachtluft sich mit Staub und Steinpulver füllte, daß man Mund und Augen nicht mehr zu schützen wußte. Er lief, was er nur laufen konnte, und war, nachdem er sich weidlich hatte ausfragen lassen, nur schwer zu bewegen, mit den beiden, deren Neugier er nicht begriff, nach der Stätte der Verwüstung zurückzukehren.

Er that, als ob er sich im Zwielicht nicht gleich zurechtfände, und führte sie im Bogen übers Feld, bis Seppl mit

eigenen Augen des Schadens gewahr ward und geradenwegs auf die Vermuhrung zuschritt, die, je mehr der Tag graute, desto weiterhin als eine lange, fürchterliche Rutschbahn vom Berg ins Thal sich erkennen ließ.

Der Zipfel eines Feldes, das gegen den Eisack hin sich absenkte, war freilich so dicht mit Holzstücken, Felstrümmern, Kalk, Sand und Erde bedeckt, daß an ein Abräumen desselben nicht mehr zu denken war. Auch hatte die Wucht und Beschaffenheit des aufprallenden Gerölles den Erdboden so mächtig berührt, daß die fruchtbare Erde aufgewühlt und mit anderem Abfall verschoben und verschwemmt sein mußte. Die ganze Stätte war nicht wieder zu erkennen. Es war Moidl, wie sie diese unbegreifliche Verwüstung vor sich schaute, nicht anders zu Mut, als hätte der böse Feind seine Pflugschar hier übers Feld geführt, das Innerste der Erde zu oberst gekehrt und in die gräulich klaffenden Furchen Fluch und Unheil gesäet für alle Folgezeit.

Es ward dem armen Kinde bei diesem Anblick übel und weh. Sie faßte nach dem Auer-Seppl mit beiden ausgestreckten Händen und bat: „Führe mich weg! Mir drückt die Furcht das Herz ab!“

Der Knecht sah aufwärts gegen den Berg, der noch in dichte Nebel verhüllt war. Für heute war ja der Schaden, den jener angerichtet, noch gering zu nennen gegen den, welchen die Sorge des waldkundigen Burschen fürchten mußte. Er schaute die kleine Vermuhrung wie einen Quartiermacher an, den ein gewaltiges Heer voraussendet, damit es, in Massen nachfolgend, eine bereitete Stätte fände, sich lagernd auszubreiten. Die Straße war gezogen. Das Unheil brauchte sich nur auf den geweisten Weg zu machen, um sich auf das von heut an bedrohte Thal auszuschütten.

Moidl sprach kein Wort, wie der Auer sie heim führte, aber sie ließ es ruhig geschehen, daß der Bursch seinen

schützenden Arm um ihre Schultern spannte und daß er mit der anderen Hand ihr das Kopftuch über die Haare zog, so oft der wehende Wind ihr die Stirn bloßlegte. Halb gezogen, halb getragen, erreichte sie also das väterliche Dach.

Dort warf sie sich auf den ersten besten Stuhl, ließ den Saum ihres Rocks vom Haare gleiten, legte die Ellbogen auf die Kniee und das Antlitz in beide Hände und weinte lang und bitterlich.

Es war, als ob ihr die Thränen, die so reichlich flossen, alle Schuppen von den Augen wischten und im Schluchzen, das ihren Busen erschütterte, aller Wahn und Uebermut sich von ihrer Seele löste. Mit grausamer Ernüchterung sah sie in ein tiefes Elend, dem sie entgegentrieb, ohne es nunmehr vermeiden zu können. Und daß sie sich so arm und erbärmlich wußte, daß von all dem Glanz und Flitterschein, darauf die Pfannenstielbauerntochter ein angestammtes Recht zu haben glaubte, nichts bei ihr verblieb, was nicht wie Schaum ihr durch die Hände glitt, das that ihr bitterlich weh und dies natürliche Gefühl verbarg sich nicht. Joseph, dem das Grauen die Zunge gelähmt hatte, gewann erst als es vollends Tag wurde, Macht über sich, ein paar Worte zu sprechen. Er meinte, der Moidl irgend etwas zum Troste sagen zu müssen, wenn er auch selbst nicht daran glaubte. Das hübsche Ding, wie's da zusammengebrochen und verarmt vor ihm kauerte, erregte sein Mitleid mehr als je zuvor.

Als Moidl Josephs Stimme vernahm, blickte sie hoch auf mit den braunen Augen. Aber sie hörte nicht, was er sagte. Sie versuchte sich die Thränen abzutrocknen und sagte dann leise: „Du hast's vorausgesehen, Seppl! Du wirst recht behalten! ..."

Wieder brachte der Knecht etwas Tröstliches vor und wieder überhörte Moidl diesen Trost. Sie fuhr in ihren Gedanken fort: „Hast auch recht, daß du gehst! ... Je früher, desto besser ... Ich wollt', ich könnt' mit dir gehn!"

„So komm!“ sagte der überraschte Mann rasch und leise, indem er seine Lippen ihrem Ohr näherte.

Diesmal überhörte das Mädchen ihn nicht. Aber sie fuhr ob der erstaunlichen Zumutung nicht auf wie über einer viel zahmeren noch vor wenigen Stunden. Sie schüttelte nur verneinend das Haupt und antwortete wehmütig und ohne Groll: „Wo denkst du hin!“

Da stand der Pfannenstielbauer vor ihnen.

Es kam ihm gelegen, daß er seine Tochter in so sichtlicher Verzweiflung dasitzen fand. Da gab's was zu bereden, und er brauchte seine Bestürzung nicht zu verraten, wie er meinte. Das Gespräch der beiden jungen Leute hatte er nicht vernommen.

„Was weinst?“ rief er sie herrisch an; den Auer-Seppl schien er nicht zu bemerken; das wäre unter seiner Würde gewesen.

Die beiden bestürmten ihn aber bald mit gleichzeitigen Worten. Sie fragten ihn, ob er denn gar nicht wisse, was für ein Unglück sich auf sein Feld herabgewälzt habe.

„Ich weiß Alles!“ sagte er, „aber das Unglück ist nicht so groß. Wem sind nicht schon etliche Steine aufs Feld gerollt! Das hat gar nichts zu sagen! Ganz und gar nichts! Und wer darüber ein groß Geschrei macht, der ist mein Feind, der mir vor den Leuten schaden will ... schaden aus purem Neide!“

„Du bist in diesem Augenblick nichts weniger als zu beneiden!“ versetzte der Auer-Seppl dem verblendeten Bauern, der aus den falschen Vorstellungen, welche eigener Wahn und fremde Schmeicheleien ihm ums Haupt gesponnen hatten, noch immer nicht herausfand.

Den braven Knecht hatten die letzten Stunden aufs Aeußerste erregt; er meinte mit seinen barschen Worten seinem Herrn nur einen Gefallen zu erweisen. Der aber war gar nicht gelaunt, sich über die bösen Folgen seines Handels

belehren zu lassen, und er dankte dem unberufenen Mahner die Zurechtweisung mit unfreundlichen Antworten.

Seppl glaubte Angesichts des verwüsteten Feldes den Beweis für seine Behauptung, daß des Pfannenstielbauern Verfahren ein verderbliches gewesen sei, mit Händen greifen zu können, und er wollte vor Moidl durchaus nicht unrecht haben. Er vergaß sich sogar soweit, keinen Einwand seines Brotherrn unwiderlegt zu lassen. Da gab ein heftiges Wort das andere.

Kajetan Pardatscher traute seinen Ohren kaum. Er war an die Lobeserhebungen seiner Zechbrüder so gewöhnt worden, daß er nur an bösen Willen und nichtswürdige Frechheit dachte, wenn ihm jetzt einer das helle Gegenteil des bisher Gehörten zu verstehen gab. Zudem hatte er aus dem Wirtshause weder gelassenes Gemüt, noch geklärtes Begriffsvermögen heimgebracht und der jähe Schreck, zu dem er sich freilich noch nicht laut bekannte, hatte ihn nur zur Hälfte ernüchtert. Er schloß die Augen vor seinem Mißgeschick fest zu und meinte es also aus der Welt leugnen zu können.

Er schrie: Eine Vermuhrung gäb' es zu dieser Jahreszeit nicht. Von Vermuhrung zu reden, wäre offenbarer Unsinn oder schamlose Bosheit. Der Abrutsch etlichen Erdreichs habe mit dem Holzschlagen im Walde gar keinen Zusammenhang. Wäre das Abholzen gefährlich gewesen, so hätte die Gemeinde nicht ihr Gutachten und die Bezirkshauptmannschaft nicht ihre Erlaubnis dazu gegeben. Da sei Alles mit rechten Dingen zugegangen. Der Bannwald sei unverletzt geblieben. Vorderhand gestatte der Nebel noch gar keinen Fernblick, um zu erfahren, woher die Verwüstung abgerutscht sei.

Und kurzum, der Pfannenstielbauer stand nach wie vor in seiner eigenen Meinung hocherhaben und unantastbar da.

Seppl fuhr zwar eifrig fort, jeden seiner Einwände zu widerlegen; dadurch kam aber nicht nur der Angefochtene,

sondern auch der Anfechtende selber in eine solche Hitze, daß ein heftiger Zank entstand und daß sich beide nicht mehr über das geschehene Unglück entsetzten, sondern der Seppl sich über den Pfannenstielbauern und dieser sich über jenen ärgerte und jeder von beiden dem anderen Dinge sagte, die dieser lieber nicht gehört hätte.

Kajetan Pardatscher hieß endlich den widerhaarigen Knecht auf der Stelle sich zum Teufel scheren. Und jener versetzte darauf in gleichem Ton, daß der Bauer sich so überflüssige Befehle sparen könne, dieweil er bereits sein Bündel aus eigenem Antrieb geschnürt habe, denn es sei keine Ehre dabei, auf einem heruntergekommenen Hofe zu dienen.

„Also pack dich!“ ...

„Gern! Und Gott befohlen!“ ...

„Amen und Punktum!“

So waren sie denn geschiedene Leute.

Die arme Moidl hatte sich am Verdruß und Zank der beiden Männer nicht beteiligt. Sie hockte während des langen Wortwechsels auf ihrem Stuhl und deckte die strömenden Augen mit beiden Händen.

Sie fühlte nach Bauernart in dieser Stunde zu deutlich, was sie selbst bei dem Ruin ihres Hauses verlor, und sah, nachdem sie sich lange hatte verblenden lassen, jetzt mit weiblichem Instinkt so grausam klar in die wirkliche Lage der Dinge, daß die klugen oder hitzigen Worte, die jene beiden Mannsbilder da von sich gaben, sie weder besänftigen noch beängstigen konnten. So hörte sie denn auch gar nicht hin. Was hätt's ihr auch geholfen?!

Sie wußte: das Elend war nun einmal da, nun galt's nur eben, es zu tragen, ohne das Kreuz dabei zu brechen.

Helfen konnte nur Einer. Der gute Gott im Himmel. Und auch von des Höchsten Hilfe erwartete und erflehte sie kein Wunder, sondern nur die Gnade, daß er ihr das Herz

stärken möge, damit sie unter all dem Uebel nicht zu Grunde ginge und das Verhängnis überdauerte.

Ihr Weinen war ein brünstiges Gebet. Was kümmerte sie dabei, wie die Menschen redeten! Nur als der Auer-Seppl vom „heruntergekommenen Hofe“ sprach, schlug ihr das Wort mitten durch Schluchzen und Stoßseufzer ans Herz mit Gewalt der Wahrheit und verursachte, daß ihre Thränen noch reichlicher flossen.

Sie fühlte: Ja so ist's und so heißt's! Heruntergekommen! Und das war gar so kläglich!

Joseph, der im Zorne ging, hätte dem lieben Mädchen wohl noch gern ein gutes Wort zum Abschied geben mögen. Aber die Erregung des Streites ließ es nicht zu. Er sah nur noch einmal festen Blickes nach ihr hin, wie er die Faust um die Thürklinke preßte. Sie, die mit verhülltem Angesicht auf ihrem Schemel kauerte, sah seinen Blick nicht. Nur als er die Thüre krachend hinter sich ins Schloß warf, zuckte sie zusammen und schluchzte laut auf.

Es geschah aber nicht des Mannes wegen, der da von ihr schied, sondern unbewußt und wider Willen. Sie war so in ihren Schmerz verloren, daß sie, im Augenblicke gefragt, vielleicht gar nicht bestimmt hätte sagen können, wer jetzt über die Schwelle gegangen war.

Sie wußte wohl sonst, daß ihr der arme Teufel von Herzen gut war, und mehr sogar als sie für nötig und vernünftig hielt. Aber daran dachte sie jetzt nicht einmal. Daß er Abschied genommen, legte ihrem Schmerze noch nichts zu. Der Zeiger dieser Stunde wies auf Liebe nicht.

Viertes Kapitel.

Als übers Jahr der Frühling auf die Berge stieg, da traf er auf der weiten Stätte, die vordem des Pfannenstielbauern Wald getragen hatte, nur mehr eine Blöße, und auf

dieser etliche Samenbäume, die man nicht eben gern, sondern weil man eben sich bei der Behörde dazu verpflichten mußte, verschont hatte. Im Frühjahr sollte von ihnen der Samen auf die angrenzenden Flächen getrieben und dadurch die Aufforstung erspart werden.

Der lachende Frühling sah die armen verlassenen Dinger auf dem kahlen Bergabhange stehen und erbarmte sich ihrer. Ihr sollt es noch einmal recht gut haben! dachte er und überschüttete sie mit einer Pracht und Blüte von oben bis unten.

Sie reckten sich denn auch so hoch sie konnten gegen Himmel, und ob sie auch noch immer traurig waren wegen des Verlustes so vieler Genossen, so fühlten sie sich doch geehrt und ausgezeichnet und wölbten ihre Kronen weit aus und schütteten ihren Samen mit einer Freigebigkeit in alle Winde, als sollte aus ihren Blüten in einem Lenz ein neuer Wald entstehen.

Dort und da und aller Enden zerriß das Erdreich, als öffnete es einen Mund, um zu rufen: „Gib auch mir von deiner Fülle! mich hungert nach Schatten, Frucht und Feuchte, ich will dir deine Spende danken durch ein jahrhundertelanges Blühen!"

Die Bäume streuten aus, was sie hatten, hierhin eine Handvoll und dorthin. Und der wehende Wind war ihr Vermittler und Bote. Der machte seine Sache ganz gut. Keime verfingen sich, Keime sproßten auf, und wessen Herz von frommen Wünschen leicht zu gutem Glauben verführt wird, der sah aus grünenden Sprossen schon einen neuen Wald über der Stätte des abgeholzten emporstreben.

Da war aber dort und da ein alter Strunk, der wie ein Hackstock schief im Moose stak, der, seines Lebens überdrüssig, an keinen neuen Lenz mehr glaubte und an der Anderen frischer Blüte keine Freude mehr empfand. Sie hatten ihm die Krone gebrochen und den Stamm hart über

der Wurzel abgehauen. Der Winter mit seinen fallenden Wassern hatte seine letzte Kraft verwaschen. Er war zu nichts mehr gut, als Nachts einen fahlen Schein von sich zu geben, der niemand zu gute kam, und eine Herde grauer Pilze zu ernähren, die um seine Füße herum wucherten und sein nicht achteten.

Kein Wunder, daß er es müde ward, mit seinen weithin reichenden Wurzeln die fette Walderde ringsum zusammenzuhalten. Es war ihm, als stürbe die Spannkraft seiner unterirdischen Arme mit jedem Tag ab. Er ließ rechts und links los. Nun hielt er schon bald gar nichts mehr fest. Und wie oft bei alten Leuten Unbehagen in Unruhe und Wanderlust ausartet und sie die gewohnte Stätte wechseln läßt, so wär es auch ihm das Liebste gewesen, er hätte den alten Standort verlassen können. Man sah es ihm an, daß er am liebsten sofort kopfüber die Reise ins Thal antreten möchte.

„Wie du mir, so ich dir!“ sagte das Erdreich. „Hältst du mich nicht, werd' ich auch dich nicht halten! Fahre hin, so bald du magst!“

So lockerte sich eins vom anderen. Sie hingen nur scheinbar mehr zusammen und hatten sich beide zum Unheil einander entfremdet.

Derweilen rückten die frischen Keime höher auf und baten bald um Wasser, bald um Schatten, bald um das und bald um jenes. Denn das Werdende braucht allerhand Hilfe von Anderen außer sich.

Die wenigen übriggelassenen Bäume waren gutherziger Natur und hätten gern überall geholfen. Aber sie konnten sich noch so sehr auseinanderrecken, ihr Schatten fiel doch nur auf engen Plan und darüber hinaus sengte die erbarmungslose Sonne des Südens, was freistand.

Da riß der ungeduldige Humus immer weiter. Es platzte das Erdreich vor Durst und Trockenheit bis in die

Tiefe. Und darunter guckte der nackte Fels ans Tageslicht und staunte, sich der Sonne gegenüber zu finden, die er seit Jahrtausenden nicht mehr gesehen.

„Ei, ei, welche Ueberraschung!“ lachte der nackte Fels, „komm' ich auch wieder obenauf? Wer hätte das gedacht! ... Guten Tag alle miteinander! Und du dort, Scholle, rück einmal ein wenig beiseite! Wenn ich schon ans Licht soll, so gebt mir etwas mehr Raum! Ich kann mich schon sehen lassen! ... Wie, was, du meinst, ich hätte nichts zu thun, als dich zu tragen und unterzuducken? Nun, so halte dich oben fest, Schwächling! ... Ahaha! Siehst du, da verlassen dich schon deine Kräfte und du kollerst jämmerlich in die Tiefe. Ade, schöne, schwarze Scholle! Nimm doch gleich den faulen Strunk da mit, der geniert mich und reckt schon die Hälfte seiner Wurzeln in die Luft. Er hat kein Gefühl mehr davon, wie unanständig so eine Haltung ist. ... Ade alle beide! So! Und grüßt mir den Pfannenstielbauern, wenn er noch drunten im Thale haust. Glück auf die Fahrt!“

Unterwegs stießen die beiden bald an einen Schößling, bald an einen Stein. „Geh aus dem Weg oder ich renne dich um!“ schrie der alte Tölpel, der sich auf seine polternde Thalfahrt noch gar etwas zu gute that, als hätt' er sie aus eigenen Kräften unternommen.

Was so gröbere Geschöpfe waren, die hüpften denn auch so hinter ihm drein, wie denn ein Alter immer junge Genossen findet, die ihm bei nichtsnutzigen Streichen Gesellschaft leisten.

Was aber stillestehen und sich auf gutem Boden langsam und geduldig entwickeln wollte, das knickten kollernder Strunk und rollende Scholle zusammen, daß es eine Schande war, und es konnte von besonderem Glück sagen, wenn's nachher wieder zu Kräften gedieh und das Wipfelchen noch einmal gegen Himmel recken konnte.

Derweilen dörrte und quälte der heiße Sonnenbrand

das arme, schutzlose Erdreich droben auf dem Berg immer mehr und verleidete ihm, frische Pflanzen zu hegen, und versagte es ihm, sie zu ernähren.

Es ward immer mehr ein unmöglicher Aufenthalt für alles, was noch nützlich sein und seinen Schöpfer in grüner Pracht ehren wollte.

So kam's, daß der nackte, boshafte, unfruchtbare Fels, der immer frecher sich breit machte, den Gram und das Elend derer, die er so lange auf seinem Rücken hatte tragen müssen, ausnutzte und bei den Traurigen und Entkräfteten immer mehr Gehör fand.

„Wenn's dir hier oben nicht mehr behaglich ist, seit der Wald verschwand, Närrchen, so geh doch! Was willst du dich hier ewig ärgern? ... Und du, schwarze Scholle, könntest wirklich einmal nachsehen, wie's deiner Schwester geht, die nämlich mit dem alten Strunk die Reise thalwärts gefahren ist. So ein grober Klotz ist keine sichere Reisegesellschaft. Wär' ich locker wie du, mich hielte nichts hier oben im Sonnenbrande zurück ... Und noch etwas ... verweile doch noch ein Augenblickchen, rollende Scholle! ... Sollst mir auch den Pfannenstielbauern grüßen, wenn er noch am Leben und aufrecht ist ... Ade!"

So kollerte denn eins nach dem anderen hinab, was sich nicht halten konnte. Wurzeln und Gras, Moos und junge Keime, das schwarze Erdreich und der weiße Sand dazu. Wie verlorene Trümmer einer verwichenen Welt hielten sich etliche breite Oasen mit grünem Bestand. Und die Samenbäume darauf schauten staunend zu, was alles sich ereignete, seit sie, die Hoffnungsfreudigen, abgeblüht hatten. Man hatte es ihnen so oft vorgesagt, daß sie die Stammväter eines neuen Waldes werden und ein Heer von himmelanstrebenden Titanen um sich versammeln würden, daß sie mit Freuden an ihren hohen Beruf geglaubt und sich seiner Erfüllung rückhaltslos hingegeben hatten.

Und nun? Wenn dort und da im zerklüfteten Boden ein Pflänzchen grünte, sah's wie ein Wunder aus, an das man sich zu glauben kaum entschloß, obwohl man's vor sich sah. Und mehr als einer fühlte schon jetzt, wenn er die Wurzeln unter sich ausstreckte, daß Sonne, Wind und schlechte Nachbarschaft ihm von der eigenen Nährstätte Abbruch gethan hatten. Mit bangem Rauschen sahen sie dem rauhen Herbst entgegen und der rauheren Zukunft.

Der nackte Fels aber lachte und sprach zur Sonne: „Jetzt hab' ich mich tausend Jahre nicht gewaschen. Das soll ein Heidenspaß werden, wenn die großen Regengüsse kommen. Da wollen wir die Sache einmal gründlich besorgen. Und sehen wir zwei uns dann in der Nähe wieder, da sollst du dich wundern, wenn ich all das kleine Zeug abgethan habe und dich widerspiegeln werde."

Die Sonne schien auf dies Versprechen sehr neugierig zu sein, denn sie verhüllte sich alsbald und ließ Wolken auf Wolken über sich ergehen, sie ließ die regenschweren, unerschöpflichen von allen Winden zusammentreiben und ihr Spiel beginnen.

Die schalteten nun freilich ungehemmt und besorgten ihre Sache gründlich. Und wenn sie nun in den selbstgegrabenen Rinnsalen, die der stürzende Schutt verengte, mit immer stärkerer Heftigkeit zu Thale schossen, da hielt nichts in ihrem Wege stand. Pflanzen und Steine, die für die Ewigkeit in der Höhe zu hausen bestimmt schienen und sich im tiefsten Winterschlaf nicht hätten träumen lassen, daß sie je das Thal küssen würden, die breiteten sich weit aus auf des Pfannenstielbauern verwüsteten Feldern und klopften sogar an die Thüre seines Hofs und richteten die schönen Grüße des boshaften nackten Felsen aus, der so lange so viel Erdreich und Moos und einen ganzen großen Wald hatte tragen müssen.

Es waren aber nicht nur Zweige, Schollen und Steine

vom Berge, die an Kajetan Pardatschers Thüre klopften, sondern auch Menschen, die aus der tieferen Stadt zu ihm hinaufstiegen. Keine guten Freunde just, denn solche hatte der Pfannenstielbauer nicht mehr, seit er im „süßen Löchel" den roten Kalterer nicht mehr zu verschenken pflegte. Es waren Leute, die auf schwarzer Mütze die Landeskokarde und unter dem Arm einen Pack Schriften trugen und ihm die schönsten dieser Schriften, wenn er sich drinnen taub stellte und nicht öffnete, ganz geschäftsmäßig an die Thüre nagelten.

Der Pfannenstielbauer wollte seine Thüre nicht von draußen besehen, that, als gingen ihn die angenagelten Papiere weiter nichts an und trat nicht über die Schwelle, bis an jenen Tag, da sich die kleinen bestempelten Papiere viel stärker erwiesen als der große eigensinnige Kajetan Pardatscher und dieser wider Willen vor die Thüre mußte und seinem schönen Hof für immer den Rücken kehren.

Der Pfannenstiel war vergantet.

Kajetan Pardatscher, der, solange er zurückdenken konnte, auf eigener Scholle gesessen war, er muß nun den Tagelöhner machen, oder am Ende gar der Gemeinde zur Last fallen. Das ist hart, sehr hart.

Ganz verblüfft von seinem Unglück, sah er im Anfang gar noch nicht recht ein, wie schlimm er gefallen war. Er meinte, nur die böse Ungeduld seiner Hypothekengläubiger wär' an Allem schuld — beileibe nicht er selber!

Wenn er sich einen Vorwurf machte, so war es nicht etwa der, daß er den schönen Wald hatte verschwinden lassen, sondern nur, daß er sich dabei in der Person des Käufers vergriffen, der welsche Lenz hatte ihm so gar viel bessere Bedingungen vorgeschwindelt, da war er ihm ins Garn gegangen! Hätt' er statt mit dem verfluchten Lorenzo Fantinato mit einer tadellosen Firma wie Malcolm Brothers in Venedig oder wie Fratelli Feltrinelli in Mailand seinen Handel abgeschlossen, da wär' ihm wohl!

Aber wenn die Gläubiger nur abgewartet hätten, bis Fantinato das dritte Drittel bezahlen würde!

Dabei vergaß der alte Schwätzer, daß dies eine letzte Drittel gar nicht einmal hinreichen würde, seine Gläubiger zu befriedigen und daß er dieselbe Wirkung schon von dem zweiten Drittel gehofft und versprochen hatte, als er es in Bozen verprozessierte und im Wirtshaus „Zum süßen Löchel“ verthat.

Und er vergaß, oder wollte sich nicht daran erinnern, daß er längst alles Erdenkliche gethan, um jenes famose dritte Drittel einer vor langer Zeit ausbedungenen Kaufsumme zu erhalten. Da der welsche Lenz, seit der Wald abgetrieben worden, in dieser Gegend vollständig verduftet war, konnte der Pardatscher ihn nicht auf dem Handelsgericht in Bozen verklagen, sondern dies mußte in dessen Heimat geschehen. Der treffliche Lorenzo stammte aus dem valle di Policella; der Prozeß war daher bei der Regia Pretura del Mandamento in S. Pietro Incarniano anzustrengen.

Dort sollte nun der Kläger die Wahrheit seiner Behauptungen beweisen gegenüber den neuausgeklügelten Einreden des Lorenzo Fantinato, der nunmehr die Anzahl der rechtzeitig abgelieferten Stämme bemängelte und mit den verschiedenen Preisen der verschiedenen Sorten, als da waren Lärchen, Föhren und Fichten, eine arge Verwirrung zu seinen Gunsten anrichtete. In Ermangelung anderer Beweismittel war dem Kajetan Pardatscher nichts Besseres übrig geblieben, als seinem Widerpart den Haupteid über die entscheidenden Thatsachen zuzuschieben.

Der Geklagte hatte sich denn auch gar nicht weiter besonnen und sich von aller noch bestehenden Verpflichtung freigeschworen. Damit war für den Kläger der Prozeß verloren und Kajetan Pardatscher mit seinen Ansprüchen an den welschen Lenz abgewiesen. Die bedeutenden Kosten mußte er überdies bezahlen.

Obgleich das jedermann und seit geraumer Zeit wußte, redete der ehemalige Pfannenstielbauer doch noch immerfort von der Aussicht, daß ihm Fantinato über kurz oder lang unfehlbar das Geld und die Prozeßkosten dazu herauszahlen werde. Drüben in Italien war freilich nichts mehr zu machen. Aber sowie sich der Tropf hierzulande blicken ließe, flugs müßt' er mit aufs Kreisgericht nach Bozen!

Daß eine abgeurteilte Sache auch im eigenen Lande nicht mehr von vorn anhängig gemacht werden könne, daran glaubte der Pardatscher nicht, weil er nicht daran glauben wollte. Daß der welsche Lenz über kurz oder lang wiederkommen und dann bezahlen müsse, das war ihm zur fixen Idee geworden, mit der er des Morgens aufstand und des Abends sich niederlegte und mit der er vom frühen Morgen bis zum späten Abend jeden, der ihm in den Wurf kam, so lange behelligte, als dieser ihm ein Ohr lieh.

Von dieser fixen Idee besessen, alternd und ernster Arbeit entwöhnt, ging's im Tagelohn auch nicht erfreulich. Bald ging's gar nicht mehr. Die Gemeinde mußte sich des heruntergekommenen Mannes annehmen. Sie stiftete ihn bei den übrigen Hofbesitzern aus, da konnte er jeden Tag zu einem anderen zum Essen hingehen.

Wenn er nicht zu oft am „süßen Löchel" vorüberkam, und der Wirt gerade guter Laune war, so schenkte man ihm dort auch ein Gläschen Rötel in Erinnerung vergangener Tage. Aber es geschah knapp und barsch und von der Rückkunft des welschen Lenz wollte der Wirt durchaus nichts mehr hören.

Droben, wo sein Wald gestanden, prallte das grelle Sonnenlicht auf unfruchtbaren Fels. Ein schauriger Strich voll Trümmern und Verwüstung, eine Straße der Gefahr für das ganze Thal, zog sich die Muhr vom Berge nieder über die Wiesen des Pfannenstiels. Die letzten Bäume, die man stehen gelassen, damit ihr Samen den Berg noch ein-

mal aufforste, sie waren längst in irgend einer Felsschlucht zu schanden gefault oder im Ofen eines Thalbauern zu Asche verbrannt worden.

Und Moidl Pardatscher?

Weit weg von Haus und Heimat in einer Stadt, wo kaum einer wohnt, der weiß, daß es auf sonniger Tiroler Halde einen schönen Hof mit dem schönen Namen „der Pfannenstiel“ und darauf einen überstolzen Bauern gegeben hat, bringt sich die Moidl bei fremden Leuten rechtschaffen durch. Sie, die einst Knechten und Mägden befohlen mit herrischem Sinn und schallender Stimme, dient heute selber still und beflissen.

Sie hat alle Hände voll zu thun, um der städtischen Herrschaft gerecht zu werden, denn sie möchte die gute Stelle nicht verlieren. Im Kopf haben überflüssige Gedanken keinen Platz. Daß sie einst reich und eine vornehme Bauerntochter gewesen, das zieht ihr nicht viel anders durch den Sinn, als wie der Abglanz eines goldigen Märchens, das man ihr in der Kinderzeit erzählt hat.

Nur manchmal, wenn sie nach gethaner Arbeit am Abend hinuntergeht, um frische Luft zu schöpfen, und sie in den hohen Himmel hinaufsieht, der blau und klar, von der scheidenden Sonne gerötet wird, dann erlaubt sie sich, an Heimat und alte Zeit zu denken und auch ein paar Worte darüber zu reden.

Sie bleibt da nämlich nicht lang allein und die Erinnerung meldet sich in einer leibhaftigen Person.

Ein kräftiger Mensch tritt grüßend an sie heran und sagt ihr, was er ihr schon öfters gesagt hat, und manchmal sagt er dazu auch etwas neues.

Joseph Auer schrieb sich's hinter die Ohren, was die Sägeblöcke, die auf dem Eisack davonreisten, ihm seiner Zeit für Gedanken eingaben. Er ist auch nicht daheim verblieben und hat sich in der weiten Welt herumstoßen lassen und hat

dabei wieder Andere gestoßen. Er hat allerhand angefaßt und getrieben, daß ihm dabei etliche Groschen in die Hand gefallen sind. Jetzt hat er in derselben Stadt, wo Moidl im Dienste steht, einen kleinen Kram mit eingemachten Bozner Früchten und mit Anderem, was zu jenem Artikel paßt, aufgethan.

Der Anfang war gut. Bleibt ihm das Glück treu und geht der Handel also vorwärts, so hofft er, nach Neujahr der armen Moidl sagen zu können, daß sie in aller Stille und Bescheidenheit miteinander Hochzeit machen wollen.

Bis Neujahr ist noch weit, aber es hofft sich doch gut zu zweien. Wenn nun die beiden Leutchen also des Abends im Thorweg stehen und Hand in Hand von der Zukunft plaudern, dann denken sie auch manchmal der Vergangenheit und des wechselnden Glückes, wie damals alles ganz anders war, wie der Auer-Seppl eines Bauern Knecht und die Moidl desselbigen Bauern stolze Tochter war, wie der Bauer einen großen Hof und einen herrlichen Wald besaß, wie er den Hof verlor und wie der Wald verschwand.

B., April 82.

Ende.



Von demselben Verfasser sind erschienen:

Peregretta. Ein Roman.
Verdorben zu Paris. Ein Roman.
Der Pinsel Mings. Eine chinesische Geschichte.
Arge Sitten. Ein Roman.
Der graue Freund. Ein Roman.
Juschu. Tagebuch eines Schauspielers.
Verfehlte Liebe. Ein Roman.
Streitfragen und Erinnerungen.
Bayrische Dorfgeschichten. (Der Böswirth. — Zwischen Dorf und Stadt. — Aus den Acten aus der Welt.)
Der alte Praktikant. Eine bayrische Dorfgeschichte.
Die Heirath des Herrn von Waldenberg. Ein Roman.
Die Geschichten des Majors. (Der verlorene Kamerad. — Die Wette Schabernacks. — Flinserls Glück und Ende.)
Kleine Leute. (Um den Engel. — Gewitter im Frühling. — Trudels Ball.)
Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.
Die Einsame. Zwei Novellen in einer.
Gedichte.
Brennende Liebe. Eine Tiroler Geschichte.
Zum Guten. Eine Tiroler Geschichte.
Das Allheilmittel. Eine Berliner Geschichte.
Ein wunderlicher Heiliger. Eine Wiener Geschichte.
Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. (Mein erstes Abenteuer. — Rezept für junge Frauen. — Wie der Wald verschwand.)

Im gleichen Verlag ist soeben erschienen:

Die
Sitten der guten Gesellschaft.

Ein Ratgeber
für das Leben in und außer dem Hause.

Von

Marie Calm.

Mit Illustrationen von A. Langhammer.

Motto:

Denn Schönres find' ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Schiller.

Preis: elegant gebunden Mark 5. 50.
Mit Goldschnitt Mark 6. —



Wie vielfach auch dieser Stoff schon behandelt worden ist, so darf doch das Calm'sche Buch, das, von einem höheren ethischen Gesichtspunkte geschrieben, sehr elegant ausgestattet und dabei wohlfeil ist, auf Beachtung rechnen.

Umwenden.



Die beliebte Verfasserin hat es verstanden, durch Vergleichung der Sitten verschiedener Nationen und durch Aufsuchung der inneren Gründe für scheinbar äußerliche Gebräuche ein Buch zu schaffen, das jeder Gebildete mit Interesse und Vergnügen in die Hand nehmen wird.

Langhammers zierliche Vignetten und der originelle Einband nach einem Entwurf von E. Döpler jr. gestalten es auch äußerlich zu einem vornehmen Geschenksbuch.



Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Dieselben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Diese durch ihren gesunden Humor über aus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unversieglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.
„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit."
Athenäum.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Miß Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjørring. Aus dem Dänischen.
Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühlige Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistsprühenden Novellen des berühmten Dichters.

Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.
Eine Märtyrerin und eine Heldin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus gesünderen Sphären gegenüberstellt.

Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Gréville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der fascinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romandichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Plurs im Bergellerthal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romandichtung in mustergültiger Uebersetzung vorführen.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Porträts darin zu erblicken meint.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatsachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwicklung fesselt.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weiht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielklubs ein.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.

Diese frisch und lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.

Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.

Ein Duft jugendlicher Frische liegt auf dieser anmutigen Geschichte des berühmten polnischen Erzählers.

Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Ein durch und durch liebenswürdiges Buch, das den ihm von der französischen Akademie zuerkannten Preis wohl verdient.

Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.

In diesem nachgelassenen Roman offenbart sich Conways eminentes Erzählertalent noch einmal aufs glänzendste.

Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Mit entschiedenem Glück nimmt der Verfasser den Zusammenprall der Geburtsaristokratie und einer gewissen Kategorie der haute finance zum Vorwurf für seinen geistvollen Pariser Sittenroman.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Ein farbensattes Bild südafrikanischen Lebens voll Glut und elementarer Leidenschaft.

Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.

Der berühmte Verfasser des „Hüttenbesitzer" bietet uns hier zwei geistvolle Novellen, die sich seinen früheren Schöpfungen würdig anreihen.



